

## ZEICHEN DER ZEIT

### RECHRISTIANISIERUNG ODER NEUE EVANGELISIERUNG?

In der kollektiven Erinnerung von Katholiken gelten die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg gerne als Aufbruchsjahre der „Siegerin in Trümmern“. Das „christliche Abendland“ manifestierte sich in vollen Kirchen, glanzvollen Prozessionen und der Vorspiegelung einer vermeintlich heilen Welt. Doch schon damals warnten heilsichtige Beobachter vor Selbsttäuschung. Zum Fanal wurde der berühmte Hirtenbrief des Pariser Erzbischofs Suhard, der 1947 von Frankreich als Missionsland sprach. Auf dem Mainzer Katholikentag von 1948 griff der Jesuit Ivo Zeiger dieses Motiv in Anwendung auf Nachkriegsdeutschland auf.

Missionsland Deutschland? Trotz bereits seit Mitte der 1950er Jahre sichtbaren Rückgangs der regelmäßig am kirchlichen Leben teilnehmenden Gläubigen wiegte sich die deutsche Kirche noch lange im wohligen Gefühl staatskirchenrechtlich geregelter finanzieller Absicherung, gut funktionierender Institutionen und im Weltmaßstab relativ zahlreicher kirchlicher Berufe von Priestern und Laien. Das hat sich geändert. Seit gut 20 Jahren werden die pastoralen Strukturen „angepasst“, d.h. vergrößert. Gleichzeitig werden wieder schärfere Trennstriche zwischen Laien und Klerikern gezogen. Die Diskussionen um die nachhaltige Wirkung des Religionsunterrichts werden periodenweise neu aufgerollt.

In diese Situation passt die Errichtung eines neuen Päpstlichen Rats für die Neuevangelisierung. Dieser Rat stand im Mittelpunkt der Bischofssynode, die sich im Oktober 2012 mit der Evangelisierungsthematik auseinandersetzte. Und im Januar 2013 wurde ihm noch die Zuständigkeit für die Katechese übertragen.

An der Bischofssynode nahmen aus der Schönstatt-Bewegung drei Mitglieder teil: Erzbischof Robert Zollitsch und Bischof Claudio Gimenez als Vorsitzende der Deutschen bzw. Paraguayanischen Bischofskonferenz sowie P. Heinrich Walter als Generaloberer der Schönstatt-Patres und Vorsitzender des Generalpräsidiums. Vorbereitet durch den Kongress „Wohin ist Gott“ (Schönstatt Mai 2012) konnten sie ihre Beiträge einbringen. Auf die Ergebnisse der Synode muss noch gewartet werden. Aus der deutschen Sprachgruppe konnten immerhin Propositionen eingebracht werden, die das Grundphänomen der Säkularität unserer Gesellschaften als Chance begriffen, auf die Praeambula fidei, die Voraussetzungen des Glaubens, hinwiesen – ohne allerdings viel Verständnis für die psychologische Dimension dieser Vorerlebnisse zu finden -, das notwendige Zusammenspiel hierarchischer und charismatischer Gaben betonten und die begleitende Rolle Marias als großer Missionarin heraushoben.

Die inhaltlichen Dimensionen fasste P. Walter in folgenden Worten zusammen: „Eine erste Baustelle ist der Bereich der Gottesfrage, die die Mehrheit der Beiträge als Christusereignis beschreiben. Wir reden vom lebendigen Gott, vom Gott des Lebens, Gott spricht, Gott führt. In den drei Wochen habe ich dieses Wort ganz sel-

ten gehört. Es geht der Mehrheit um Christus. Diese Begegnung mit Christus führt zur Bekehrung, zur radikalen Umkehr. Eine zweite Baustelle ist der Bereich Glaubenswissen (Glaube und Vernunft). Das zentriert sich auf den Katechismus, die Heilige Schrift und auf die Pädagogik des Glaubens. Das Glaubenswissen verdichtet sich in der Feier der Liturgie, die durch die Schönheit aus sich heraus sprechen muss und deshalb Verkündigung bedeutet.“

Heinrich Walter sieht den Beitrag der Schönstatt-Bewegung zunächst in der Zentrierung auf „die innere Neuwerdung von Mensch und Gemeinschaft“. Die Erwartung an die Bewegung richtet sich auf konkrete Programme und Projekte. Dazu ist es notwendig, im Dialog mit anderen Initiativen zu sein. Aufgrund der Erfahrungen mit der ökumenischen Initiative „Miteinander für Europa“ positioniert P. Walter die Bewegung so:

„Schönstatt muss aus dem Dornröschenschlaf wach geküsst werden. So ist es geschehen mit Chiara Lubich und Andrea Riccardi durch ihren Besuch. Könnte jetzt die Neuevangelisierung, der Ruf des Papstes nach Erneuerung so etwas sein, das uns aufweckt, damit Schönstatt gerade im Abendland nach 100 Jahren eine Stunde sieht, selbstlos für die Neuwerdung von Kirche zu agieren. Vielleicht sind wir nicht die, die die neuen Wege und Projekte erfinden. Wir sind keine missionarische, sondern eine Bewegung von Erziehern und Erziehung. Unser Beitrag könnte deshalb eher darin liegen, ein Konzept zu entwickeln, das hilft, damit die Neuevangelisierung keine Episode, sondern eine Strömung wird. Sie muss über Jahre gepflegt werden mit Projekten, Reflexion und Bildung der Träger dieser Strömung.“

Neuevangelisierung kann ein Weg werden, die nostalgische Sehnsucht nach einem „christlichen Abendland“ umzuwandeln in die Zukunftsperspektive christlich-katholischer Präsenz in einer säkularen Welt auf der Suche nach ihrem Sinn und ihren versteckten transzendenten Bezügen. „Missionsland Deutschland“ ist Chance und Herausforderung.

Joachim Schmiedl

LOTHAR HERTER

AUF DEM WEG ZUR MISSIONARISCHEN KIRCHE –  
ANSÄTZE, CHANCEN UND HERAUSFORDERUNGEN DER NEU-  
EVANGELISIERUNG HEUTE

Er hat eine klare Vorstellung, was für ihn richtig ist, und verfolgt konsequent seine Ziele. Er scheut nicht das Wagnis; Herausforderungen motivieren ihn. Ein junger Mann, intelligent, voller Energie und Tatkraft. Er hat die Unterstützung der Obrigkeiten und Mitstreiter hinter sich. Ein Karriere-Typ auf Erfolg gebürstet. Er wird seinen Weg machen: Paulus.

Ein solcher Mensch ist für die (Neu-)Evangelisierung der Ernstfall. Wie wird aus einem un- oder anders-gläubigen Menschen unserer Gegenwartskultur ein Christ, ja am Ende vielleicht sogar ein missionarischer Christ, der den Glauben nicht nur für sich privat entdeckt, sondern erfolgreich weitergibt? Alle Dimensionen, die hier zu bedenken sind, jeder Schritt von der Bekehrung über das Glaubenswachstum in den vier Grundfunktionen des kirchlichen Lebens (Martyria/Verkündigung; Liturgia/Liturgie; Diakonia/Nächstenliebe; Koinonia/Gemeinschaft) bis zur Befähigung und Sendung als Missionar, sind Themen, mit denen man sich in der Frage der Neu-Evangelisierung auseinandersetzen hat.

„Unterwegs aber, als er sich bereits Damaskus näherte, geschah es, dass ihn plötzlich ein Licht vom Himmel umstrahlte. Er stürzte zu Boden und hörte, wie eine Stimme zu ihm sagte: Saul, Saul, warum verfolgst du mich? Er antwortete: Wer bist du, Herr? Dieser sagte: Ich bin Jesus, den du verfolgst. Steh auf und geh ...“ (Apg 9, 3-6)

Der Ernstfall nimmt eine günstige Wendung, wenn Gott wie bei Paulus so direkt eingreift und Bekehrung bewirkt. Aber es ist nicht der Regelfall, auf den wir als Kirche warten dürfen. Bei näherem Hinsehen wird man aber auch Gemeinsamkeiten finden, wie sie in jeder Glaubensbiographie vorkommen: Auch Paulus hat seine Vorgeschichte, ist auf seine Weise und durch seinen jüdisch-gläubigen Hintergrund „vorbereitet“, um in der Begegnung mit Jesus Christus Gott neu zu verstehen und lieben zu lernen. Umgekehrt ist in jedem Glaubensschritt, in jeder Bekehrung, immer der wesentliche Teil einer irgendwie erfahrbaren persönlichen Begegnung mit Jesus Christus enthalten, die der Glaubensbote nicht selbst machen kann und nicht machen muss. Alles missionarische Tun steht in der Perspektive, der persönlichen Christus-Begegnung bzw. Gotteserfahrung einen Raum oder eine Chance zu geben. Dass dieser Raum entsteht, dafür können wir aber sehr viel tun.

## Ziele der Neu-Evangelisierung

Das erste Ziel der (Neu-)Evangelisierung ist, Menschen für den Glauben zu gewinnen. Die Sorge um den westlichen Kulturraum, den man früher als „christliches Abendland“ bezeichnen konnte, ist für Papst Benedikt XVI. die Hauptmotivation für das Jahr des Glaubens, das er für den Zeitraum 11. Oktober 2012 bis Christkönig 2013 ausgerufen hat. In unserem Kulturraum ist es neu eine Aufgabe, Menschen erstmals zum Glauben zu führen, wie auch besonders Getaufte, denen der Glauben nichts mehr bedeutet, wieder zu gewinnen. Die Evangelisierung richtet sich nach Benedikt XVI. „hauptsächlich an die Menschen [...], die zwar getauft sind, sich aber von der Kirche entfernt haben und in ihrem Leben keine Beziehung zur christlichen Praxis haben, [...] um in jenen Menschen eine neue Begegnung mit dem Herrn zu begünstigen, der allein unserem Leben einen tiefen Sinn verleiht und es mit Frieden erfüllt; um die Wiederentdeckung des Glaubens zu fördern, der eine Quelle der Gnade ist, die Freude und Öffnung in das persönliche, familiäre und gesellschaftliche Leben trägt“ (Benedikt XVI., Predigt in der Hl. Messe zur Eröffnung der Bischofssynode, 7. Oktober 2012). Das erste Ziel ist also Erst-Bekehrung oder (Wieder-)Eingliederung in die Kirche.

Eine zweite Zielsetzung besteht darin, das christliche Gedanken- und Kulturgut in den gesellschaftlichen Dialog einzubringen und unsere Welt kulturell und politisch nach christlichen Werten mitzuprägen. Diese Aufgabe steht im Kontext einer pluralen Gesellschaft und steht in Konkurrenz mit anderen Weltanschauungen und Religionen, die Alternativen zur christlichen Sinn- und Wirklichkeitsdeutung bieten.

Dafür sind vor allem auch neue, moderne Methoden der Evangelisierung gefragt, wie Kirche den heutigen Menschen erreichen kann. Kreativität ist gefragt, z.B. über die modernen Medien.

In der Neu-Evangelisierung muss auch der einzelne Gläubige in den Blick kommen. Die persönliche Glaubensvergewisserung und Weiterentwicklung ist Grundlage, um auch an andere als glaubwürdige Zeugen die Frohe Botschaft weiter geben zu können. So braucht es immer wieder Erneuerung der eigenen Glaubensfundamente und der Glaubenspraxis. Es geht um Vertiefung des Glaubens ein Leben lang, wie man es in so genannten „konversiven Prozessen“ beschreiben kann.

Zur individuellen Glaubenserneuerung muss auch die Erneuerung von Gruppen und Gemeinschaften innerhalb der Kirche und der Kirche insgesamt kommen. Also geht es auch um eine Neu-Evangelisierung der Kirche selbst: *Ecclesia semper reformanda*<sup>1</sup>.

---

<sup>1</sup> Lateinisch: „Die Kirche ist immer zu erneuern/reformieren“.

## Erneuerung der Kirche – Umgestaltung zu einer „Missionarischen Kirche“

Das Thema der Neu-Evangelisierung ist das Überlebens- und Zukunftsthema der Kirche in der heutigen Zeit des Umbruchs und meint die Kirche in ihrer Gesamtheit. Aus der traditionellen Kirche mit ihrer flächendeckenden Pastoral, die die kulturelle Oberhoheit hatte, wird eine missionarische Kirche, die als „Salz“ und „Sauerteig“, als „Licht in der Welt“ und „Stadt auf dem Berg“<sup>2</sup> allen Menschen den Heilsweg in Jesus Christus neu bezeugt und die Wege der Menschen hin zu Gott mitgeht. Die Zielvorstellung, wir müssen eine missionarische Kirche werden, wird in vielen kirchlichen Dokumenten und Stellungnahmen, Pastoralplänen und Hirtenbriefen der vergangenen Jahrzehnte seit dem II. Vatikanischen Konzil beschrieben.<sup>3</sup> Mit dem Jahr des Glaubens und der vorausgegangenen Welt-Bischofssynode in Rom<sup>4</sup> haben wir genau im Moment von kirchenoffizieller Seite den bislang stärksten Impuls in dieser Richtung. Die praktischen apostolisch-missionarischen Bemühungen von Rom aus konzentrieren sich ziemlich erfolgreich auf die apostolischen Reisen der Päpste und die Weltjugendtage. Es mag sogar scheinen, dass aus römischer Perspektive sich in Sachen Jugendarbeit alles auf die Vorbereitung, Durchführung und Nachbereitung der Weltjugendtage reduziert und Glaubensweitergabe tendenziell gleichgesetzt und reduziert wird auf die Weitergabe des richtigen Glau-

---

<sup>2</sup> Mt 5, 13-16; Mt 13, 33; par.

<sup>3</sup> Eine Auswahl von Grundlegendokumenten:

II. Vatikanisches Konzil:

LG: Die dogmatische Konstitution über die Kirche „Lumen gentium“

GS: Die pastorale Konstitution über die Kirche in der Welt von heute „Gaudium et spes“.

Folgende Dokumente sind veröffentlicht durch das Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz und können dort bestellt werden (Internet: [www.dbk.de](http://www.dbk.de)):

Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls

Nr. 2 Papst Paul VI., Apostolisches Schreiben „Evangelii nuntiandi“ über die Evangelisierung in der Welt von heute (EN), 8. Dezember 1975,

Nr. 100 Papst Johannes Paul II., Enzyklika REDEMPTORIS MISSIO über die fortdauernde des missionarischen Auftrags 1990 (1991)

Nr. 191 Papst Benedikt XVI., Apostolisches Schreiben in Form eines Motu Proprio Porta Fidei, mit dem das Jahr des Glaubens ausgerufen wird 2011 (datiert 11.10.2012)

Die deutschen Bischöfe. Hirtenschreiben

Nr. 68 „Zeit der Aussaat. Missionarisch Kirche sein.“ (2000)

Nr. 72 Missionarisch Kirche sein – Brennende Kerzen, Offene Kirchen, Deutende Worte (2003)

Robert Zollitsch, Zukunft der Kirche – Kirche für die Zukunft. Plädoyer für eine pilgernde, hörende und dienende Kirche. Impulsreferat des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Erzbischof Dr. Robert Zollitsch, zur Eröffnung der Herbst-Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz in Fulda am 20. September 2010.

<sup>4</sup> XIII. Ordentliche Generalversammlung der Bischofssynode 7.-28. Oktober 2012.

benswissens mit Hilfe von Katechismus und Katechese. Die Grundlagen, die vor Ort dafür geschaffen werden müssen, sind weniger im Bewusstsein. Ohne die Arbeit vor Ort in den Gemeinden, Verbänden und immer mehr auch in den geistlichen Gemeinschaften und Bewegungen, gäbe es keine Teilnehmer an den Großveranstaltungen. Am 26. Oktober 2012 zum Ende der Weltbischofssynode erschien eine „Botschaft zum Abschluss der XIII. Ordentlichen Vollversammlung der Bischofssynode“, die einen viel weiteren und umfassenderen Horizont für die Neu-Evangelisierung eröffnet. Mutmachende Perspektiven werden darin formuliert. Und gespannt dürfen wir das abschließende Ergebnis der Synode erwarten, das von Papst Benedikt XVI. als postsynodales Schreiben veröffentlicht werden soll. Es bleibt eine Frage, ob die Impulse, die in Rom verhandelt und niedergeschrieben werden, auch vor Ort umgesetzt werden (können). Zumindest braucht es die Bischöfe selber, die sich die Anliegen zu Eigen machen.

Einer der engeren Mitarbeiter in der Bischofssynode, der sich in seinem Bistum seit Jahren schon auf den Weg gemacht hat, ist der Wiener Kardinal Schönborn. Er hat für sein Bistum die Neuorientierung am ursprünglichen Missionsauftrag Jesu zum Programm gemacht: „ ‚Mission zuerst‘ habe ich als oberste Priorität des ‚Masterplanes‘ genannt. Welche konkreten Schritte folgen daraus? Zuerst die Frage: Wie können wir unsere Jüngerschaft in der Nachfolge Jesu vertiefen, beleben, ja sie konkret lernen und einüben? Welche Entwicklungen unserer Struktur und Organisation braucht es in unserer Diözese, damit wir uns auf unsere Mission ausrichten können? Welche Strukturen müssen wir eventuell aufgeben, welche ändern, welche neu schaffen, damit sie der Mission dienen?“<sup>5</sup>

In den notwendigen äußeren Strukturreformen der Kirche in unserem Land drohen die inneren Reformen und Überlebensfragen unterzugehen. Viel Kraft kostet die Zusammenlegung von Pfarreien in größere Seelsorgs- und Verwaltungseinheiten. Impulse für eine Neubelebung kommen wenig oder gar nicht bei den Gläubigen an. Ein Beispiel für den Versuch zu großen und radikalen Schritten ist das Bistum Limburg. Nach einer Zeit von Kräfte raubenden kleinen Fusionierungen von Pfarreien ist das Bistum nun dabei, die Zahl der Pfarreien drastisch zu reduzieren. 5, 8, 10 früher eigenständige Pfarreien werden in der Zukunft zu einer Großpfarreie zusammengeschlossen. Dieser äußere ordnungspolitische Vorgang geht einher mit einem Prozess der inneren Umgestaltung unter der Fragestellung, wie kirchliches Leben in der Zukunft aussehen soll. Jedoch der Bistumsprozess „Bereitschaft zur Bewegung“ kommt nicht oder wenig an der Basis an, an der die Ängste vor dem erlebten Abbau der Kirche und die Not, immer weniger zu werden, vorherrschen, und in ein Klima fallen, in dem die Kirche unter Missbrauchsskandalen, schlechter Presse, Kommunikationsproblemen etc. leidet. Das alles schafft kein Vertrauen in den eingeschlagenen Weg, der in eine Zukunft geht, die man noch nicht voraussehen kann. Möglicherweise sind aber diese belastenden Vorgänge, die so viel Unheiliges

---

<sup>5</sup> Hirtenbrief 2011. Herausgegeben von: Erzdiözese Wien. APG 2010 Wollzeile 2, A-1010 Wien [www.erzdiocese-wien.at](http://www.erzdiocese-wien.at) [www.apg2010.at](http://www.apg2010.at).

in der Kirche ans Licht bringen, ein entscheidender Teil der Reform, die Gott selber an seiner Kirche durchführt. Es geschieht Reinigung und Umkehr. Ziel könnte eine Kirche sein, die demütig ist, sich selbst als menschlich begreift und so den Menschen neu nahe sein kann, mit einer Botschaft vom Barmherzigen Gott, dessen Barmherzigkeit die Kirche und ihre Mitglieder selber immer wieder brauchen.

Unter den Maßnahmen, die den inneren Gestaltwandel der Kirche voranbringen sollen, begegnen (unter verschiedenen Bezeichnungen) folgende Schwerpunkte:

- Im Kontakt mit den Menschen von heute bleiben; Kirche in den Lebenswelten der Menschen: die Kirche bleibt präsent in der Welt und wo die Menschen sind, sucht Begegnung und Kommunikation, versucht zu verstehen und auf Fragen und Bedürfnisse eine Antwort aus dem Glauben und in praktischer Hilfe zu geben. Die Kirche versucht, vor Ort und auf die Gesellschaft hin, die Menschen zu verstehen und auf Entwicklungen und Trends Antworten zu finden. In der Jugendarbeit bekommen die Jugendstudien und Untersuchungen (bes. die Shell-Jugendstudie, die alle 2 Jahre neu herauskommt) viel Aufmerksamkeit. Im Blick auf die soziokulturellen Veränderungen haben die Sinus-Milieu-Studien verschiedene Erkenntnisse gebracht.<sup>6</sup> Man diskutiert jedoch – besonders auch bei der jüngst veröffentlichten Untersuchung –, welche Schlussfolgerungen daraus zu ziehen sind und welchen Gewinn man davon hat. Näher an der Wirklichkeit von Gemeinden vor Ort sind die Versuche, eine Gemeindevision zu entwickeln, bei der die statistischen Daten für den eigenen Stadtteil auf der Stadtverwaltung abgefragt werden, um klären zu helfen, wie man die Menschen im Nahbereich erreichen kann: Altersstruktur, Religionszugehörigkeit, soziale Schichtungen, etc. können dafür eine gute Ausgangsbasis bilden. Gefragt sind auch Einsichten in den Mentalitätswandel und globale geschichtliche Entwicklungen, um zu verstehen, was „Säkularität“ wirklich bedeutet, um eine gemäße Antwort als Kirche geben zu können, die über das momentan richtig Scheinende hinaus geht.<sup>7</sup>
- Kleingruppen bilden: In einer Reihe von Diözesen in Deutschland wird das Modell der „Kleinen Christlichen Gemeinschaften“<sup>8</sup> stark gefördert<sup>9</sup>, das auf

---

<sup>6</sup> Christian Bauer, Gott im Milieu? Ein zweiter Blick auf die Sinus-Milieu-Studie1, in DIAKONIA 39 (2008), 123-129: „Für die deutsche katholische Kirche birgt die Sinus-Studie vor allem die ernüchternde Erkenntnis, dass sie nur noch in drei von zehn idealtypisch profilierten Sozialmilieus wirklich verwurzelt ist: bei den Konservativen, bei den Traditionsverwurzelten und in der Bürgerlichen Mitte. Den Anschluss an zukünftige gesellschaftliche ‚Leitmilieus‘ wie Experimentalisten, Postmaterielle oder Moderne Performer jedenfalls scheint sie verloren zu haben – und damit auch die Eliten von morgen.“

<sup>7</sup> So z.B. beim Wissenschaftlichen Kongress „Wohin ist Gott? Gott erfahren im säkularen Zeitalter vom 29.05.-01.06.2012 Vallendar-Schönstatt unter der Schirmherrschaft von Erzbischof Dr. Robert Zollitsch.

<sup>8</sup> Siehe Wikipedia, „Kleine Christliche Gemeinschaften“: „Das pastorale Modell der Kleinen Christlichen Gemeinschaften ist nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil zeitgleich in Asien (besonders Philippinen), Afrika (Ostafrika und Südafrika) und in Lateinamerika

Nachbarschaft, Bibelteilen, Gemeinschaftserleben beruht. Sie haben ihren Ursprung in anderen Teilen der Welt, wo die Kirche noch relativ jung ist und sich sehr großräumig organisieren muss. Als lebendige Zellen bilden sie die Grundlage der dortigen Ortskirchen. In eine ähnliche Situation kommen wir in Mitteleuropa auch immer mehr, dass es uns gelingen muss, in großräumigen pastoralen Gebilden Menschen eine kirchliche Heimat zu geben. Und so erscheint das Modell aus den jungen Kirchen der sogenannten „Dritten Welt“ auch für uns als ein Weg, der in die Zukunft führt. In Deutschland werden seit dem Jahr 2000 inspiriert durch „missio“ die KCGs sehr gefördert. KCGs sind keine eigene spirituelle Gruppe oder Bewegung in der Kirche, sondern verstehen sich als eine Organisationsform und pastorales Konzept, das auf die veränderten Bedingungen der Menschen heute eine Antwort geben möchte. In KCGs finden Christen ihre kirchliche Heimat, förderliche Sozialkontakte und Inspiration für Wachstum und Vertiefung des eigenen Glaubens.

- Ähnlich verstehen sich alle Bemühungen, vor Ort Gruppen zu bilden, die aus Glaubenskursen oder Exerzitien im Alltag o.ä. entstehen oder traditionelle Gruppen in der Gemeinde sind. Diesem Bemühen wirkt der Trend in unserer Gesellschaft entgegen, dass sich die Menschen immer weniger einbinden lassen wollen in feste Strukturen, sondern Verbindlichkeiten und Verpflichtungen scheuen. Trotzdem ist ein großes Bedürfnis nach menschlicher Nähe und erfahrbarer Gemeinschaft vorhanden.
- Stärkung der Laien: Ausgehend vom Kirchenbild des II. Vatikanums<sup>10</sup> wird versucht, die Rolle der Laien und deren Verantwortung wie auch Mitwirkung zu fördern, gemäß der ihnen eigenen Berufungen als getaufte und gefirmte Christen. In Anwendung von CIC 517 §2 wird Laien wie beim „Linzer Modell“<sup>11</sup> eine Grundbeauftragung im Sinne von Gemeindeleitung vor Ort gege-

---

entstanden. Die Gruppen werden dort auch Kirchliche Basisgemeinschaften genannt.“

<sup>9</sup> In Deutschland z.B. die Diözesen Hildesheim, Hamburg, Osnabrück, Würzburg, Augsburg, Eichstätt; in der Schweiz: Zürich und Basel.

<sup>10</sup> Vgl. LG 30, 31

<sup>11</sup> Helmut Eder, Das Linzer Modell. Ehrenamtliche tragen Leitungsverantwortung in den Pfarreien, in: Unsere Seelsorge. Das Themenheft der Hauptabteilung Seelsorge im Bischöflichen Generalvikariat Münster, November 2011, 20-22: „Dieses Leitungs-Modell nach CIC 517 § 2 ermöglicht es hauptamtlichen Laien, ‚Leistungs- und Seelsorgeaufgaben wahr[zun]ehmen [...] und zur Entlastung des Priesters‘ beizutragen, wobei dieser als Moderator die Letztverantwortung trägt. Dieses Modell hat sich in verschiedenen deutschsprachigen Diözesen und Bistümern etabliert. Somit bildet Linz keine Ausnahme. (...) Das erfolgreichste Modell ist jenes des ehrenamtlichen Seelsorgeteams. (...) In diesem Modell ‚ist vorgesehen, dass ein Priester in Zusammenarbeit mit einem Team von Ehrenamtlichen die Gemeindeleitung am Ort übernimmt. Das Ziel sind lebendige christliche Gemeinden, die sich durch die Aufmerksamkeit auf eine umfassende Seelsorge auszeichnen. Dazu tragen folgende Aspekte wesentlich bei: Zum einen die be-



ben, wobei die Letztverantwortung beim Pfarrer und eine genaue Abgrenzung der Aufgaben und Verantwortlichkeiten geregelt sein muss. Auch wenn CIC 517 §2 nicht überall gleichermaßen als passend und sinnvoll angesehen wird, wird die Notwendigkeit der Übertragung von Verantwortung auf Laien für das Gemeindeleben – nicht nur aus Not, sondern als Chance - fast überall gesehen, genauso die Notwendigkeit, diese in ihrer Verantwortung zu fördern, zu befähigen und zu unterstützen. Die Realität in vielen Gemeinden jedoch bewegt sich in einem der folgenden Extreme: das eine ist, dass Laien zwar als Mitarbeiter angesprochen und gebraucht werden, aber meist nach den Vorstellungen der Hauptamtlichen und nicht in echter und kreativer Eigenverantwortung; das andere, dass sie Verantwortungen komplett übertragen bekommen und damit allein gelassen und „man“ sich nicht mehr um sie kümmert. Damit Laien wirklich eigenverantwortlich agieren können, hängt davon ab, ob man sich in einer Gemeinde genügend Zeit lässt, damit die nötigen Klärungen und Lernprozesse ablaufen können. Es hängt am Klima von Wohlwollen und Dialogbereitschaft, es braucht ein Einvernehmen aller Beteiligten, dieses Ziel gemeinsam zu wollen. Und es braucht die Rückendeckung von Seiten des Bistums, die solche Modelle unterstützt und Programme/Möglichkeiten anbietet, Laien für den ihnen übertragenen Verantwortungsbereich zu befähigen.

- Jüngerschaftsschulen<sup>12</sup>: Wir brauchen Christen, die pars centralis et motrix sein können, die Führungsverantwortung übernehmen können, die Networ-

---

wusste Ausrichtung der Pfarrgemeinde an den Grundfunktionen Liturgie, Diakonie, Verkündigung und Koinonia; zum anderen die Sicherung einer vor Ort aktiv ausgeübten Leitung. Diese wird von einem zuständigen Priester und ehrenamtlichen Frauen und Männern gemeinsam übernommen.“ Autor zitiert hier: Heilmann, Monika, Die Beteiligung Ehrenamtlicher an der Pfarrleitung. Eine Modellbeschreibung, in: Udeani, Monika/Eder, Helmut/Dies. (Hg.), Kirche bleiben im Nahbereich. Pfarrgemeindliche Leitungsmodelle mit Beteiligung Ehrenamtlicher, Linz 2009, 23-31, 23.

<sup>12</sup> Einige Evangelisationsschulen:

Sankt Andreas Schule für Evangelisierung, ICPE-Mission Mannheim (<http://www.neueva.de>).

Gemeinschaft Emmanuel: Paray-le-Monial (Frankreich) Ecole International de Formation et d'Evangelisation (<http://www.eife.fr>)

Rom (Italien) ESM ([www.esm-rome.com](http://www.esm-rome.com))

Altötting (Deutschland) Emmanuel School of Mission ([www.josefsburg.de](http://www.josefsburg.de))

Wien (Österreich) Studienkolleg für Dialog und Mission Figlhaus, Akademie für Evangelisation ([www.akademie-wien.at](http://www.akademie-wien.at))

Jeunesse-Lumière (Frankreich) (<http://www.jeunesse-lumiere.com>)

Bischof Blum Kolleg, Limburg, am 11. September 2011 eröffnet. Diese „Schule des Glaubens, des Gebetes und der Gemeinschaft“ ist ein zentrales Ergebnis des Bistumsprozesses auf Zukunft hin (<http://bischof-blum-kolleg.bistumlimburg.de>).

Ab Oktober 2013 wird eine erste Jüngerschaftsschule „Come2me“ im Kloster Sießen angeboten (<http://www.klostersiessen.de>).

ker sind und missionarisch leben und handeln. Das Bewusstsein, dass Laien nicht einfach von sich aus diese Rolle einnehmen können, sondern Begleitung, Vertiefung, Weckung der Charismen und Ausbildung brauchen, führt dazu, entsprechende Angebote einzurichten. Der Ausdruck „Jüngerschaftsschulen“ ist eher im evangelikalen-freikirchlichen Bereich geläufig. Darunter figurieren auch Angebote von Orden und Geistlichen Gemeinschaften. Im Sinne einer „Jüngerschaftsschule“ kann alles gemeint sein, was zur Förderung und Vertiefung in der Nachfolge Jesu Christi beiträgt: angefangen von klassischen katechetischen Programmen über zusätzliche Angebote vor Ort bis hin zu „Evangelisations-Schulen“, für die junge Erwachsene eine Auszeit von ein bis zwei Semestern nehmen. Kardinal Schönborn schreibt unter der Überschrift NEU IN DIE LEBENSSCHULE JESU GEHEN – JÜNGERSCHAFTSSCHULEN ERRICHTEN in seinem Hirtenbrief: „Um als missionarische Gemeinden zu leben, solche Gemeinden zu gründen, aufzubauen und zu fördern, braucht es Menschen, die bereit sind, Jüngerinnen und Jünger Jesu zu sein und immer neu zu werden. Die Jünger von damals sind an der Hand Jesu gegangen. Jüngerinnen und Jünger von heute gehen mit der Bibel in der Hand. Derzeit ist ein Ausbildungslehrgang in Erarbeitung für die (ehrenamtliche) Leitung von kleinen christlichen Gemeinschaften/Gemeinden, der mit Jahresbeginn 2012 starten soll. Wir werden unsere Formen der Sakramentenkatechese kritisch hinterfragen und neue Akzente setzen. Ich wünsche mir, dass viele junge und ältere Menschen zum YouCat greifen. Bleiben wir im Gespräch über unseren Glauben. Wir werden in Zukunft verstärkt Ressourcen in Glaubens- und Missionsschulen einbringen. Ich wünsche mir viele erneuerte und neue Glaubens- und Missionsschulen, denn wir werden mehr denn je auskunftsfähig sein müssen, über die Hoffnung, die uns leben lässt.“<sup>13</sup>

## Gemeindeentwicklung und Erneuerung

Eine missionarische Kirche besteht aus missionarischen Gemeinden vor Ort. In unseren Breiten war es üblich, Mission als etwas zu verstehen, das irgendwo in einem anderen Kontinent stattfindet. Zu Tausenden zogen Mitglieder von Missionsorden und missionarischen Gesellschaften in andere Länder. Heute gibt es eine Attraktion für junge Menschen, sich für ein Jahr oder mehr in einem Entwicklungshilfe-Projekt zu investieren. Aber auch unsere Gemeinden hier brauchen Missionare und eine Veränderung, die sich der Herausforderung stellt, dass es nicht mehr genügt, Kleinkinder zu taufen, um die Mitgliederzahlen zu sichern. Ziel einer missionarischen Gemeindeentwicklung ist es, dass die Gemeinde an Ausstrahlung gewinnt,

---

<sup>13</sup> Hirtenbrief 2011. Herausgegeben von: Erzdiözese Wien. APG 2010: Wollzeile 2, A-1010 Wien [www.erzdiözese-wien.at](http://www.erzdiözese-wien.at); [www.apg2010.at](http://www.apg2010.at).

so dass sie einladend und attraktiv wird, um in ihr mitzumachen; dass die Gemeinde Menschen wirklich eine Gemeinschaft ist, die menschliche und ideelle Heimat bietet; dass die Gemeinde Angebote für Suchende hat und Programme, um Menschen „draußen“ zu suchen. Eine Gemeinde, in der das kirchliche Leben in Fülle gelebt wird und die ihren Auftrag von Jesus her erfüllt, wäre eine solche Gemeinde. Christian A. Schwarz beschreibt das Ziel der Gemeindeerneuerung nach der „Natürlichen Gemeindeentwicklung“ so: „Dies ist eine Gemeinde, in der sich die Verantwortlichen mit Haut und Haaren dem Gemeindegewachstum verschrieben haben... in der fast jeder Christ seine geistlichen Gaben zum Aufbau der Gemeinde einsetzt... in der der Glaube vom überwältigenden Teil der Gemeindeglieder mit Vollmacht und ansteckender Begeisterung gelebt wird... in der die gemeindlichen Strukturen anhand des Kriteriums überprüft werden, was förderlich für die Gemeindeentwicklung ist... in der der Besuch des Gottesdienstes für die Mehrheit der Beteiligten der Höhepunkt der Woche ist... in der in den Kleingruppen die liebende und heilende Kraft christlicher Gemeinschaft erfahren werden kann... in der fast jeder Christ einen seinen Gaben entsprechenden Beitrag leistet, dass der Missionsauftrag ‚Gehet hin in alle Welt...‘ erfüllt wird... in der die Liebe Christi fast alle gemeindlichen Aktionsformen durchdringt. Sollte es wirklich vorstellbar sein, dass eine solche Gemeinde stagniert oder schrumpft?“<sup>14</sup>

Andere missionarische Gemeindemodelle oder Ansätze zur Erneuerung von Gemeinden in und außerhalb der Katholischen Kirche sind u.a.:

- Basiskirchliche Gemeindemodelle, die auf Kleingruppen aufbauen, wie die schon erwähnten „Kleinen christlichen Gemeinschaften“.<sup>15</sup>
- „Unter offenem Himmel bauen. Begeisterung für wachsende Gemeinden“: Sven Schönheit beschreibt in diesem Buch verschiedene Ansätze der Gemeindeentwicklung und stellt Erfahrungen und Weiterentwicklungen in übersichtlicher Weise zusammen.<sup>16</sup>
- Vineyard-Gemeinden: Sie zielen auf Wachstum und Gemeindegründungen, sind charismatisch, pflegen familienhafte Beziehungen als grundmissionarischen Vorgang.<sup>17</sup>
- Vinha, Gemeinde in Zellen: ein Gemeindemodell aus Zellen (Gruppen), die sich teilen und multiplizieren.<sup>18</sup>

<sup>14</sup> Christian A. Schwarz, Natürliche Gemeindeentwicklung in der Katholischen Kirche, Valendar: Patris Verlag 2003, S. 40. Im Internet: [www.nge-deutschland.de](http://www.nge-deutschland.de).

<sup>15</sup> Die gemeinsame Webseite der verschiedenen Gruppen von Kleinen christlichen Gemeinschaften informiert unter <http://www.kcg-net.de>. Ebenfalls sehr informativ der Artikel in „Wikipedia“: „Kleine Christliche Gemeinschaften“: „Das pastorale Modell der Kleinen Christlichen Gemeinschaften ist nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil zeitgleich in Asien (besonders Philippinen), Afrika (Ostafrika und Südafrika) und in Lateinamerika entstanden. Die Gruppen werden dort auch Kirchliche Basisgemeinschaften genannt.“

<sup>16</sup> Sven Schönheit, Unter offenem Himmel bauen. Begeisterung für wachsende Gemeinden (GGE praxis), Hamburg.

<sup>17</sup> <http://de.wikipedia.org/wiki/Vineyard>.

- „Kirche mit Vision“: der Bestseller von Rick Warren beschreibt die Geschichte und den systematischen Aufbau der Mega-Church von Saddleback, in der er Pastor ist.<sup>19</sup>
- Kirchen- und Gemeindemodell von Poitiers (und daran anknüpfend „Linzer Modell“ s.o.): Eine „Equipe“ von 5 ehrenamtlichen Personen bildet die Gemeindeleitung und den Kern einer Gemeinde. Die Gemeinde vor Ort lebt von den wechselseitigen Beziehungen zum leitenden Pfarrer einerseits und zu den Gemeindemitgliedern und den Menschen vor Ort andererseits.<sup>20</sup>

Es mag noch viele weitere Ansätze und Modelle geben. Und ich finde es sehr interessant und lehrreich, sich damit zu befassen, besonders wenn man lebendige Gemeinden besuchen kann. Ich kann nicht sagen, das eine Modell sei besser als das andere. Wichtiger als dieses oder jenes Modell scheint mir, dass eine Gemeinde eine wirkliche Erneuerung will, und zwar sowohl alle entscheidenden Personen wie auch die Gemeinde insgesamt, und dass sie einen langen Atem hat. Es geht nicht von heute auf morgen. In den verschiedenen Modellen kommen Prinzipien zum Tragen, die sich auf jede Gemeindesituation anwenden lassen. In meinem Buch „Geht, ich sende euch! Heute missionarisch Kirche sein“<sup>21</sup> versuche ich darauf aufbauend verschiedene Anregungen zu geben. Meine Grundthese ist, eine Gemeinde als lebendigen von Gottes Geist erfüllten Organismus zu begreifen, der nach den Gesetzmäßigkeiten einer „Bewegung“ funktioniert. Diese Gesetzmäßigkeiten lassen sich in den verschiedenen geistlichen Gemeinschaften und Bewegungen ablesen, aber auch in der Situation von Kirche in anderen Ländern, wo Pfarreien aus mehreren Zehntausend Gläubigen bestehen und Priester in manche Teilgemeinden nur alle paar Monate kommen. Das Gemeindeleben vor Ort wird selbstverständlich getragen von Laien-Katecheten (Afrika, Lateinamerika). Die Motoren der Bewegung sind

- Zentrierung (auf Personen, Orte und Zeiten),
- Vernetzung der Menschen und Gruppen untereinander (die Aufgabe der Verantwortlichen ist es „lebendige Führung zu halten“ und den Austausch untereinander zu fördern),

---

<sup>18</sup> Aluizio A. Silva, Handbuch der Vision für Zellgruppen, Bad Nauheim 2008. Internet: [www.worldwidewings.de](http://www.worldwidewings.de).

<sup>19</sup> Rick Warren, Kirche mit Vision. Gemeinde, die den Auftrag Gottes lebt, Asslar 1998. Seit 2003 haben mehr als 700 Gemeinden in Deutschland, Österreich und der Schweiz und weltweit etwa 40.000 Gemeinden verschiedenster Konfessionen, Ausprägungen und Denominationen an einer Kampagne zum Buch teilgenommen. Dabei lesen die Mitglieder der teilnehmenden Gemeinden täglich einen Teil des Buches und besprechen sie in Kleingruppen und in den Gottesdiensten (s. Wikipedia „Rick Warren“).

<sup>20</sup> Hadwig Müller, Leben stärken, wo immer Menschen sind, in: Unsere Seelsorge. Das Themenheft der Hauptabteilung Seelsorge im Bischöflichen Generalvikariat Münster, November 2011, 16-19.

<sup>21</sup> P. Lothar Herter, Geht, ich sende euch! Heute missionarisch Kirche sein. Schönstatt 2012. Selbstverlag – Vertrieb über Autor. [www.p.l.h.ms](http://www.p.l.h.ms)

- Evangelisation (Selbst- und Fremd-Evangelisation - im Sinne eines Wachstums in der Qualität des eigenen christlichen Lebens und Miteinanders und einer Ausstrahlung und Wachstum im Engagement nach außen).

## Vision/Leitbild

Wie die konkrete Gestalt einer Gemeinde aussieht und welche Wege beschritten werden sollen, muss in einem geistlichen Suchprozess miteinander und getragen von Gebet herausgefunden werden (Vorsehungsglaube/Spurensuche). Gemeinsame Vorstellungen werden als „Vision“ bezeichnet oder als ausformuliertes „Leitbild“. Hier ist also „Vision“ nicht als außergewöhnliche mystische Erfahrung gemeint, sondern gemäß einem weltlichen Verständnis, wonach es in Firmen „Visionen“ als Zukunftsperspektiven und Unternehmensziele gibt. In unserem Kontext allerdings sind diese „Visionen“ getragen und gefunden in Glauben und Gebet. Der Begriff „Leitbild“ klingt sachlicher und bringt weniger den Geist und die innere Motivation zum Tragen, der in dem Begriff „Vision“ mitschwingt.

Das Wachhalten der Vision und eine ständig begleitende Vertiefung und Anregung des christlichen Lebens und Miteinanders nennen wir in Schönstatt „Geistpflege“ als inspiratorische Hauptsorge der Verantwortlichen, bzw. der geistlichen Begleiter der Gemeinde.

Damit Gemeinde/Kirche Zukunft hat, braucht es selbstmotivierte Träger, engagierte Laien wie Hauptamtliche. Es ist der Jüngerkreis Jesu in der heutigen Zeit. Für dieses Anliegen wurde 1919 in Schönstatt der Apostolische Bund gegründet. Egal wie groß oder klein eine Kirche, eine Pfarrei, Gruppe, Gemeinschaft oder Bewegung ist: sie braucht diese Apostel, muss sie suchen, fördern, ausbilden, begleiten und beauftragen (senden).

## Miteinander

Grundvoraussetzung für das Gelingen und gleichzeitig Ziel der Gemeinderneuerung ist die Einheit der Gemeinde. Diese besteht in der Einheit der Beziehungen, Einheit mit der Gesamtkirche und in der Einheit der Vision und des gemeinsamen Willens. Diese Einheit, die im mystischen Leib Christi Bestand hat, ist Jesus so wichtig, dass er am Ende seines Lebens den Vater im Himmel ausdrücklich darum bittet – ein Hinweis, dass wir Menschen sie nicht ohne Gnade wirken können: „Alle sollen eins sein: Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir bin, sollen auch sie in uns sein, damit die Welt glaubt, dass du mich gesandt hast.“ (Joh 17, 21)

## Missionarische Gruppen und Initiativen

Während man vor Ort in den Gemeinden oft den Eindruck von Stagnation und langsamem Sterben hat, also eher das Gegenteil von der Vorgabe „missionarische Kirche“ zu werden, erlebt, gibt es, wenn man den Blick weitet und auch über die Ränder unserer Kirche hinausschaut, eine Menge von missionarischen Initiativen und Entwicklungen, die ein sehr buntes und lebendiges Bild von Kirche in unserer Welt ergeben. Ich kann hier nur eine grobe Übersicht bieten.

### INTERNET, FERNSEHEN, ANDERE MEDIEN

Eine x-beliebige Frau entdeckt das Internet als Medium, um mit fremden Menschen über existenzielle Themen im Gespräch zu sein. Immer wieder nimmt sie sich die Zeit zum „Chatten“ über ein Forum, das Lebenshilfe anbieten will. Sie kann das Vertrauen Einzelner gewinnen, die beginnen, ihr das Herz auszuschütten. In Fragen nach Abtreibung und Ehescheidung kann sie lebenswichtige Entscheidungen mit beeinflussen.

Eine Chance: Initiativen, die sich für den Schutz ungeborener Kinder einsetzen, entdecken das Internet als den Ort, an dem Frauen in Not ihre Verzweiflung zum Ausdruck bringen. Wer reagiert darauf? Sie würden gerne systematisch diesen Ansatz nutzen, um Hilfe anzubieten, wenn sie dafür Zeit, Geld und Leute hätten.

Im Internet ist fast alles zu finden, so auch alle Informationen zum katholischen Glauben, die man haben möchte. Christen, Ordensangehörige, Pastoren ... bieten auf Internetseiten und in Facebook Seelsorge an, stellen Predigten ein – schriftlich, als Podcast oder auf YouTube.

Wir haben christliche Radio- und Fernsehsender. ...

Die Tür zum Glauben steht offen als Internetportal.

### STRABENMISSION, HAUSBESUCHE

Besonders viele Hemmungen haben wir, wenn es darum geht, fremde und bekannte Leute auf der Straße anzusprechen oder zuhause zu besuchen, um mit ihnen über den Glauben ins Gespräch zu kommen. Es ginge ja noch, wenn man angesprochen würde, aber selber die Initiative ergreifen verstößt gegen ein säkulares Dogma: Glauben ist Privatsache, da lässt man sich nicht reinreden, das geht niemanden etwas an. Gegen diese Mauer bei anderen, aber auch im eigenen Herzen, stößt man unweigerlich. Interessanterweise sind es aber auch die Erfahrungen, die Jugendliche und Junge Erwachsene (und Erwachsene) als besonders wertvolle Glaubenserfahrungen machen, wenn sie sich darauf einlassen. Die Glaubensweitergabe ist selbst eine der größten Bestärkungen des eigenen Glaubens mit hohem Begeisterungspotenzial. Wir können anhand dieser Erfahrungen begreifen: Glaube ist Leben, wenn es nicht weitergegeben wird, verkümmert es. Auf der Homepage von „MISIONES-Glauben leben“ sagt eine Jugendliche: „MISIONES:

Jeder, der einmal daran teilgenommen hat, wird diese Zeit nie mehr vergessen. MISIONES: Damit verbinde ich meine intensivsten Gotteserfahrungen.<sup>22</sup>

Ähnlich ergeht es auch anderen evangelisierenden Gruppen, wo es zu einer persönlichen Begegnung kommt. Beispiele:

- On the Move: eine Gruppe, die sich von Gemeinden einladen lässt, um Straßenfeste zu organisieren, die als Evangelisationsevent aufgezogen werden.<sup>23</sup>
- Nightfever: nach dem Weltjugendtag 2006 entstanden. Eine offene Kirche, eucharistische Anbetung, Möglichkeit zu Beichte, Gespräch und Segen, musikalisch schön gestaltet mit Lobpreis und Anbetungsliedern. Vor allem Jugendliche laden Passanten vor der Kirche und in der Fußgängerzone zu einem Besuch in der Kirche ein.<sup>24</sup> Nightfever breitet sich immer mehr aus, so dass die Bewegung bald alle großen Städte in Deutschland abdeckt und sich in andere Länder ausbreitet (Österreich, Schweiz, Niederlande, Dänemark, Großbritannien, Kanada). In der ersten Jahreshälfte 2013 bietet sich über 100 Mal die Gelegenheit, Nightfever zu erleben.
- Glaubenskurse: Für viele Christen sind Glaubenskurse wichtige Stationen auf dem Weg der eigenen Glaubensentwicklung. Zwei Drittel erwachsener Konvertiten bezeichnen Glaubenskurse als wichtig auf ihrem Glaubensweg. Bevor sich jemand für einen Glaubenskurs entscheidet, sind meistens einige wichtige innere Prozesse abgelaufen: eine Auseinandersetzung mit Glaubens- und Sinnfragen überhaupt, der Wunsch nach „mehr“ oder „tiefer“ im Glauben. Die Begegnung und das Gespräch mit Freunden oder Bekannten, die Christen sind, sind wichtige Auslöser und begleitende Unterstützer (über 80%). Viele haben eine tiefe persönliche Gebetserfahrungen – bei Veranstaltungen einer Kirche oder auch ganz privat.<sup>25</sup> Glaubenskurse werden von Menschen besucht, die sich über den Glauben oder die Kirche informieren wollen. Andere haben sich schon entschieden, suchen aber nach mehr Information und eine Gruppe für Austausch und Miteinander-Glauben-Leben. Wieder andere – vielleicht die Mehrzahl bei Glaubenskursen in unseren katholischen Kirchengemeinden – wollen

---

<sup>22</sup> <http://misiones-glauben-leben.de>.

<sup>23</sup> <http://www.onthemove-org.de>.

<sup>24</sup> <http://www.nightfever-online.de>.

<sup>25</sup> Johannes Zimmermann/ Anna-Konstanze Schröder. Wie finden Erwachsene zum Glauben? Verlag: Aussaat (12. April 2010).

Unter dieser Fragestellung führte das Institut zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung in Greifswald 2008/2009 eine interdisziplinäre empirische Studie in vier deutschen Regionen durch. Befragt wurden über 500 Erwachsene innerhalb der Evangelischen Landeskirchen, die in den zurückliegenden Jahren eine Glaubensveränderung erlebt hatten. In diesem Band werden die Ergebnisse sowie der theologische und der sozialwissenschaftliche Ansatz der Studie erläutert und die Frage nach Konsequenzen gestellt: Was kann die Kirche von den Glaubensgeschichten Erwachsener lernen? Und: Wie kann die Kirche individuelle Glaubensbiographien fördern?

etwas für die Stärkung, Erneuerung oder Auffrischung ihres Glaubens tun. Einige der bekannteren Glaubenskurse sind: Alpha, Cursillo, WeG.<sup>26</sup>

- Gruppenaufbau, Projekte zum Gemeindeaufbau: Nach der Bekehrung oder einhergehend mit der Bekehrung ist ein nächster wichtiger Schritt auf dem Glaubensweg das Hineinfinden in die Glaubensgemeinschaft. Viele suchen den Austausch in einer überschaubaren Gruppe, brauchen diese Beheimatung und Bestärkung durch die anderen. Der Aufbau von „Kleinen christlichen Gemeinschaften“ dient diesem Ziel. Zellgruppen sind das Bauprinzip der Vinha-Gemeinden, und indem sie wachsen und sich teilen, sind sie missionarisch.
- Durch das Projekt Pilgerheiligtum kommt die Kirche ins eigene Haus, lädt die Familie, bzw. Bewohner zu gemeinsamem Gebet ein und schafft eine lockere Vernetzung der Personen und Familien, die zu einem Pilgerkreis gehören. Aus dieser Vernetzung können sich weitere Glaubensvertiefung und Vergemeinschaftungen in der Gemeinde ergeben.<sup>27</sup> Feste Gruppen in der Gemeinde entstehen, wenn das Interesse von mehreren groß ist. Das ist nicht die Mehrheit der jetzigen Gemeindeglieder. Die Motivation ist bei denen groß, die einen Glaubenskurs oder ein vertiefendes Angebot (Glaubenswerkstatt, Exerzitien im Alltag o.ä.) mitgemacht haben und die erfahrene Gemeinschaft weiter pflegen wollen (bis zu 50 % der Teilnehmer eines Kurses). Oft geht der Teilnahme an einem solchen Angebot die Suche nach Gleichgesinnten bereits voraus oder sie ist die Motivation, sich direkt einer Gruppe anzuschließen. Wichtige Zugänge zu Gruppen sind aber vor allem, dass man eingeladen und mitgenommen wird. Ist die Erfahrung positiv, kommt man gerne wieder. Eine qualitativ gute Gruppe ist „ganzheitlich“, das erkennt man daran, dass sie in einer ausgewogenen Weise dem Einzelnen und seinen Bedürfnissen (nach Gemeinschaft, reden können, feiern...) Raum geben, dass das Gebet und die Bibel einen festen Platz haben, dass in hilfreicher Weise Themen zur Sprache kommen, die das eigene Leben betreffen, dass die Gruppe in irgendeiner Weise über sich hinaus agiert (etwas für andere oder die Gemeinde tut, mindestens in Form von Fürbitte).

---

<sup>26</sup> Alpha-Kurse: <http://www.alphakurs.de/>; <http://de.wikipedia.org/wiki/Alpha-Kurs>.  
Cursillo: Dreitägiger Kurs. Entstanden 1949 als Vorbereitung auf die Wallfahrt nach Santiago. <http://www.cursillo.de/>; <http://de.wikipedia.org/wiki/Cursillo>.  
Emmaus (dein Weg mit Gott) <http://www.emmaus-dein-weg-mit-gott.de/>  
SPUR8 (früher: „Christ werden – Christ bleiben“), <http://www.spur8.de/>  
Stufen des Lebens („ein missionarisches Gemeindeaufbaumodell“): <http://www.stufendeslebens.de/>  
WeG Wege erwachsenen Glaubens. Vallendarer Glaubenskurs: <http://www.weg-vallendar.de/>.  
Andere: <https://www.kurse-zum-glauben.org/> (über Registrierung zugänglich).

<sup>27</sup> <http://www.pilgerheiligtum.de>.



- Lebenshilfe-Angebote: Bei der ersten Aussendung beauftragt Jesus seine Jünger damit, den Menschen Gutes zu tun: Frieden zu bringen, Kranke zu heilen und die gute Nachricht zu übermitteln, dass Gott ihnen nahe ist.<sup>28</sup> Die Menschen dürfen also zuerst die Erfahrung der Heils-Wirklichkeit machen, und sind dadurch möglicherweise disponiert, zum Glauben zu kommen. Das liegt aber nicht in der Macht der Zeugen. Zwar ist das Ziel die Christianisierung der ganzen Welt<sup>29</sup>, und die Jünger können sich deswegen auch heute nach 2000 Jahren noch nicht zur Ruhe setzen. Nach wie vor geht der Weg geht über den selbstlosen Dienst und das Angebot von Gemeinschaft.

Schier endlos erscheinen die Angebote der Kirche im Sinne von Lebenshilfe und Caritas. Nicht immer gelingt es, das diakonische Handeln mit einem Zeugnis für den darin präsenten Gott zu verbinden. Das nimmt dem Dienst nichts von seinem Wert in sich. Jedoch erscheinen Angebote, die Gottes Handeln ausdrücklicher in Verbindung mit dem Hilfsangebot erfahren lassen, als wahrscheinlicher geeignet, um glaubensverändernde Prozesse anzustoßen. Zu ihnen gehören

Hausbesuche und Hausgespräche<sup>30</sup>,

Kreative neue Angebote: „Frauenfrühstück“, „Abend zu zweit“, „Feierabend“, „Candle-Light-Diner“ für Paare, ...

City-Pastoral, Bahnhofs- Flughafen-Pastoral, in Verbindung mit einer Kirche oder Kapelle und sakramentalen Angeboten,

ganzheitliche Begleitung von Menschen in schwierigen Lebenssituationen, Krisen, nach Traumaerfahrungen, bei denen menschlich, psychologische-therapeutische und seelsorgerische Hilfe erfahren wird, wo dazu noch gebetet wird, und man die Erfahrung macht, dass Jesus auch heute als „Heiland und Erlöser“ wirkt. Beispiele dafür: Angebote nach Trennung und Scheidung<sup>31</sup>; für von Abtreibung Betroffene<sup>32</sup>; Heilung der Lebensgeschichte evt. inklusive des Familien-Stammbaums; u.a.

Je stärker Menschen Hilfe, Heilung, Befreiung in Zusammenhang mit solchen Angeboten (oder anderswo) erfahren und sie diese gleichzeitig als ein Eingreifen Gottes bzw. als Gnadenwirken erleben, umso tiefer und nachhaltiger ist die Wirkung auf den Glauben. Viele, die eine derartige Hilfe von Gott erfahren haben, werden selber zu Trägern der Botschaft, weil sie ihre Erfahrung an andere

<sup>28</sup> Vgl. Lk 10, 1-9.

<sup>29</sup> Vgl. Mt 28, 19.

<sup>30</sup> „Hausgespräche“ sind als Initiative von Familien für Familien in der Schönstatt-Bewegung Österreich entstanden und werden von ausgebildeten Familientrainern an vielen Orten in Österreich, Deutschland und in der Schweiz angeboten: <http://www.hausgespraech.at>; <http://www.schoenstatt.org/de/schoenstatt-apostolat/ehe-familie/hausgespraech.htm>.

<sup>31</sup> <http://www.sbfum.de/veranstaltungen/nach-trennung-scheidung/>.

<sup>32</sup> Z.B. „Rachels Weinberg“ - <http://www.gemeinschaftjakobsbrunnen.de>.  
Lichtzeichen e.V. Hilfe für Schwangere in Not. <http://www.lichtzeichen.org/>

weitergeben wollen, die in einer ähnlichen Krise oder Dunkelheit sind, aus der sie herauskommen durften.

- Missionarische Aktionen und Events: Unter diesem Punkt will ich Aktionen und Events benennen, die schwerpunktmäßig Erstevangelisation anzielen, aber natürlich auch vertiefend auf Gläubige wirken, wie auch auf die darin Engagierten stark vertiefend und bestätigend rückwirken. Noch einmal möchte ich Nightfever erwähnen, um an dem Beispiel einige Aspekte aufzuzeigen, die in der Evangelisation wichtig erscheinen und bei anderen Aktionen ebenfalls eine tragende Rolle spielen:

- Begegnung: Die „Missionare“ (meist Jugendliche/junge Erwachsene), die auf der Straße Passanten ansprechen, suchen einen Kontakt, der nicht bedrängend auf die Menschen wirkt. Sie tun das in einer natürlichen und herzlichen Art, die nicht vorher einstudiert wird, sondern von einer positiven Voreinstellung für die Menschen geprägt ist und dem Bewusstsein, ihnen etwas Gutes geben zu können. Erste kleine Gespräche können hier schon stattfinden. Auf dem Weg in die Kirche begegnen die Menschen weiteren Helfern am Info-Stand oder als Ansprechpersonen, die weiterhelfen. In der Kirche besteht die Möglichkeit zum Gespräch und zur Beichte.
- Geschenktes Heilsangebot: es beginnt auf der Straße damit, dass ein Tee-licht verschenkt wird mit der Einladung, dieses in der Kirche anzuzünden und für jemanden oder ein Anliegen brennen zu lassen. Alles ist kostenlos. Die schöne Musik, der atmosphärisch ansprechend gestaltete Kirchenraum, die Gegenwart Jesu im Sakrament, Gespräch, Segen, Beichte.
- Niederschwellig, einfach, verstehbar und gleichzeitig tief und gehaltvoll: ohne große Vorkenntnisse kann jeder Mensch in die Kirche gehen und sich zu-rechtfinden. Ein Licht anzünden kann jeder und versteht ohne Erklärung, was es bedeutet. Man kann sich in die Bank setzen und der Musik zuhören. Man kann beobachten, wie man mit Laien oder Geistlichen sprechen kann oder sich segnen lässt. Der Weg, den man in die Kirche geht, führt zur Ruhe und in eine immer größere Tiefe, in der die meisten Menschen innerlich be-rührt werden.
- Das wichtigste in allem ist, dass ein Raum geschaffen wird, in dem Jesus selber handelt. Während in vielen Gemeinden eucharistische Anbetung und Beichte fast ganz verschwunden sind, werden sie bei Nightfever neu wirk-sam im Blick auf die Bekehrung Nicht-Gläubiger.

Diese Elemente kommen auch in anderen Aktionen zum Tragen. Manchmal ist der Rahmen total anders, bei einigen ist die Verkündigung in Wort und Predigt stärker im Vordergrund. Einige Beispiele:

- Segensfeiern: Abend der Versöhnung und Heilung, Mutter-Elternsegen<sup>33</sup>, Segen für Paare, Segnung von Fahrrädern/Fahrzeugen ...

---

<sup>33</sup> <http://www.sbfum.de/veranstaltungen/mutter-elternsegen/>.

- Glaubensfeste: Jugend- /Glaubens-Feste verschiedener christlicher Gruppen und Gemeinschaften<sup>34</sup>.
- Stadt- und Gemeindemissionen<sup>35</sup>, Kooperation von Gemeinden, Diözesen mit geistlichen Gemeinschaften, insbesondere Emmanuel<sup>36</sup>; vom Vatikan initiierte Großstadt-Missionen in 12 Großstädten Europas „Missio Metropolis“<sup>37</sup>.
- „Pro Christ“, ein Event, das im evangelischen und freikirchlichen Raum angesiedelt ist, aber offen ist für jede christliche Gemeinde. Verknüpfung von Großereignis mit Veranstaltungen vor Ort.<sup>38</sup>

<sup>34</sup> Weltjugendtage; Fest des Glaubens, Fulda: <http://festdesglaubens.de/>; Franziskusfest Kloster Sießen: <http://www.klostersiessen.de/pages/angebot/mitfeiern/franziskusfest.php>; Nacht des Heiligtums, Schönstatt: <http://www.nachtdesheiligtums.de/>; Jugendtag und Sternwallfahrt Kloster Untermarchtal: <http://www.jugendtag.de/>; JUMP der Charismatischen Erneuerung: <http://www.jce-online.de/>; Emmanuel Europäisches Jugendforum: <http://www.youthonmission.net/eu-youth-forum>.

<sup>35</sup> Nicht gemeint „Stadtmissionen“ als dauerhafte zentrale Einrichtungen in Städten. Sondern Event, Aktionen in einem umrissenen Zeitraum: Zu den größten gehört die Wiener Stadtmission im Jahr 2003: „5.500 Teilnehmer aus 30 verschiedenen Ländern aller Kontinente waren beim Internationalen Evangelisationskongress in Wien vertreten. Die Stadtmission erreichte ersten Hochrechnungen zu Folge 150.000 Menschen. An der parallel laufenden Stadtmission beteiligten sich 110 der 170 Pfarrgemeinden in der Bundeshauptstadt mit mehr als 1.000 Veranstaltungen.“ (<http://www.erzdioezese-wien.at/content/schwerpunkte/stadtmission/0/articles/2003/06/01/a2895/>), andere: Paris, Budapest, Regensburg und Düsseldorf

<sup>36</sup> Vgl. Themenheft εὐαγγελ. Magazin für missionarische Pastoral, Heft 4 (2012), herausgegeben von KAMP.

<sup>37</sup> 24./25. März 2012 in Barcelona, Budapest, Dublin, Frankfurt, Lissabon, Liverpool, Mechelen-Brüssel, Paris, Turin, Wien, Warschau und Zagreb. Als Auftaktveranstaltung für das Jahr des Glaubens gedacht.

<sup>38</sup> <http://www.prochrist.org/>: „ProChrist - das Event ist eine vernetzte Veranstaltung, die im Abstand von zwei bis vier Jahren christliche Gemeinden in vielen hundert Orten in Deutschland und Europa verbindet. An mehreren aufeinanderfolgenden Tagen wird jeweils abends ein moderner Gottesdienst veranstaltet. Dieser wird per Satellit in die angeschlossenen Veranstaltungsorte übertragen. Dort können sich die teilnehmenden Menschen mit zentralen Glaubens Themen beschäftigen. Inhaltlich stehen bei den Gottesdiensten Lebens- und Sinnfragen, Perspektiven für die Zukunft und Hoffungszeichen im Mittelpunkt. ProChrist - das Event basiert auf einer Hauptveranstaltung, die an vielen weiteren Orten in Deutschland und Europa live miterlebt werden kann. So erhält jede teilnehmende Gemeinde die Möglichkeit, ein hochwertiges Programm anzubieten. Zugleich lernen die Besucher die Gemeinden in ihrer Stadt und deren Akteure kennen. Sie haben die Chance auf eine persönliche Begegnung mit Christen, damit nach dem Event die Fortsetzung der Beziehung zu einer christlichen Gemeinde leicht fällt. Das Programm besteht aus Musik, Interviews, eingespielten Filmen aus den Veranstaltungsorten und einem Vortrag von Ulrich Parzany zu zentralen Themen des Lebens und des Glaubens.“

- Pilgern, Wallfahrten: Zu den Klassikern, die Menschen Glaubenserfahrungen ermöglichen und glaubensverändernde Prozesse anstoßen, gehören Wallfahrten, bzw. das wieder in Mode gekommene Pilgern. Sie sind ein Bild für den eigenen Lebensweg. Sich auf den Weg machen, die Erfahrung des Unterwegsseins und des Ankommens, hat von jeher einen Raum geschaffen, um sich Fragen zu stellen, mit anderen zu sprechen und religiös dichte Orte zu sich sprechen zu lassen. Pilgerfahrten oder Wege gehören zu den Erlebnissen, die man nie mehr vergisst und die zum Grundwasserspiegel des eigenen Glaubenslebens gehören. Die Glaubenserfahrung beim Pilgern ist ganzheitlich und setzt sich zusammen aus der Erfahrung des Unterwegs-Seins mit Gott; Erlebnis einer Glaubensgemeinschaft (Pilgergruppe) und das Berühren eines Heiligen Ortes mit bestimmten subjektiv erfahrenen Gnaden. Neu erscheinen mir Pilgerinitiativen, die als missionarische Angebote darauf abzielen, andere mit auf den Weg zu nehmen, für andere zu gehen, für sie zu beten, deren Anliegen mitzutragen, für das Land, die Städte und Ortschaften, durch die man kommt, zu beten und sie zu segnen, damit Gottes Gnade wieder ankommen kann. Diese Zielsetzungen begegnen einem in der schönstättischen Pilgerinitiative, die 2013/14 einlädt zum Pilgern nach Schönstatt<sup>39</sup>, und in der Initiative „Gemeinsam beten und bewegen“<sup>40</sup>.
- Evangelisationszentren: In den vergangenen ca. 20 Jahren sind an verschiedenen Orten in Deutschland wie auch in Nachbarländern im Raum der Katholischen Kirche eine Reihe von ‚Evangelisationszentren‘ entstanden, wie sie sich selber nennen. Ähnlichen Zielsetzungen folgen auch andere Einrichtungen und Werke, wie z.B. ‚Gebetshaus‘. Meist angestoßen durch einzelne charismatisch-geistliche Persönlichkeiten, zu denen Laien wie Ordensleute gehören, werden sie getragen und unterstützt von einem Kreis engagierter katholischer Christen in der Rechtsform eines e.V. oder von geistlichen Gemeinschaften, die zu den klassischen Orden gehören, oder auch von neuen geistlichen Gemeinschaften und Bewegungen. Seltener sind Evangelisationszentren in Trägerschaft der ‚offiziellen‘ Kirche. Teilweise werden sie von der Kirche oder einzelnen amtlichen Vertretern sehr gefördert, teilweise geduldet, manchmal sehr kritisch beobachtet. Neben traditionellen Elementen der Kirche wie die Feier der Sakramente gibt es oft Anteile – je nach spiritueller Ausrichtung -, die in den mystischen oder charismatischen Bereich gehören und nicht immer leicht einzuordnen sind. Hier geht es vor allem um charismatische Erfahrungen im Heiligen Geist und um Heilung und Befreiung durch Jesus Christus. Unbestreitbar sind die Verbundenheit mit der Kirche, ein Agieren aus tiefem Glaubensbewusstsein und das oft mit großen Opfern verbundene Engagement für die Neu-

---

<sup>39</sup> <http://pilgerwege-schoenstatt.de/>.

<sup>40</sup> <http://www.betenbewegen.de/>.

Evangelisierung. Die Angebotspalette reicht von Gebetstreffen über Segnungs- und Heilungsfeiern, Seminare, Glaubenskurse, Exerzitien, ... bis zu Jugendcamps und Ausbildungsangeboten für Neu-Evangelisation.<sup>41</sup>

## Folgerungen und Einschätzungen für die Schönstatt-Bewegung

Persönlich finde ich alle evangelistischen Aktionen und Events faszinierend und mache vieles gerne mit, wenn ich Gelegenheit dazu habe. Wenn ich aber bedenke, was ich für die Nachhaltigkeit und wirklich aufbauende „Methode“ der Evangelisation halte, dann ist es das wenig spektakuläre Zeugnis der einfachen Gläubigen in ihrem nahen Umfeld. Im Nahkontakt, in der Begegnung von Du zu Du, in der Beziehungspflege, im Durchtragen von Menschen, Familien durch Gebet und menschliche Zuwendung, baut sich die christliche Gemeinde und Gemeinschaft auf. In dieser Hinsicht bin ich froh um das große unsichtbare Engagement gerade in der Schönstattbewegung Frauen und Mütter, für die ich arbeite, aber auch in dem, was ich als Tendenz in der Schönstatt-Bewegung insgesamt wahrnehme.

Potenziale für die Neuevangelisierung sind also das Beziehungsnetz, das Schönstätter um sich gebildet haben und das Engagement im Nahkontakt. Weiter sehe ich im praktischen Vorsehungsglauben eine gute Grundlage, um Glaubenserfahrungen zu machen, den Glauben zu vertiefen und in der Methode der „Spurensuche“ auch so sprachfähig zu machen, dass die Gläubigen diese Erfahrungen als Botschaft weitersagen können. Schönstatt hat in der Struktur der „Bewegung“ die Flexibilität und passende Art, um in einer Kirche im Umbruch und Wandel, die in Zukunft noch mehr mit ständigen Bewegungen und Wandlungsprozessen zu tun haben wird, positiv und gestaltend mitzuwirken. In diesem Sinne könnte Schönstatt tatsächlich ein „Modell“ für die Kirche sein. Es finden sich auch immer wieder Ein-

---

<sup>41</sup> Berlin: Exerzitienzentrum St. Clemens-Kirche: [www.st-clemens-berlin.de](http://www.st-clemens-berlin.de).  
Königstein (Taunus): Ursulinenkloster St. Angela, [www.ursulinenkloster-koenigstein.de](http://www.ursulinenkloster-koenigstein.de).  
Haus des Gebetes: <http://155175.webhosting53.1blu.de/cede2/index.php/haus-des-gebetes>.  
Bad Soden-Salmünster: Evangelisationszentrum St. Theresia von Lisieux [www.haus-raphael-ke.de](http://www.haus-raphael-ke.de).  
Gengenbach: Franziskanisches Werk für Evangelisierung Gengenbach Spoleto e.V.  
Augsburg: Gebetshaus Augsburg: [www.gebetshaus.org](http://www.gebetshaus.org).  
Fremdingen: Haus St. Ulrich Hochaltingen: [www.StUlrichHochaltingen.de](http://www.StUlrichHochaltingen.de).  
Maihingen: Gemeinschaft Lumen Christi e.V.: [www.LumenChristi.de](http://www.LumenChristi.de).  
Otzing: Katholisches Evangelisationszentrum St. Petrus: [www.pfarrei-otzing.de/mainseiten/evangelisation.html](http://www.pfarrei-otzing.de/mainseiten/evangelisation.html).  
Regensburg: Kath. Evangelisationswerk Regensburg e.V.: [www.evangelisationswerk-regensburg.de](http://www.evangelisationswerk-regensburg.de).  
Österreich, Salzburg: EZS (Evangelisations-Zentrum Salzburg) <http://www.ezs.cc>.

zelle, die zu Jüngern und Aposteln werden, und sich von Gott und der Gottesmutter gesendet wissen und sich einsetzen.

Es gibt Ansätze im Bereich der Erstevangelisation. Fernstehende und Suchende kommen mit der Schönstatt-Bewegung in Berührung, indem sie eine Schönstatt-Kapelle als für sie ansprechenden und ermutigenden Glaubensort erleben; wenn sie in offene Veranstaltungen gehen, in denen vor allem Lebenshilfe und Orientierung angeboten wird; oder wenn Menschen an einer religiösen Auszeit teilnehmen; indem sie Einzelnen begegnen, die sie irgendwie positiv beeindruckt, sich von ihnen mitnehmen lassen; nicht zuletzt durch den Besuch des Pilgerheiligtums. Schönstatt könnte in manchen Bereichen des Apostolates von anderen lernen, bzw. sich mit ihnen zusammenschließen und vernetzen. Z.B. hat Schönstatt noch keinen eigenen Glaubenskurs entwickelt. Es gibt aber viele Erfahrungen im Bereich von glaubensverändernden („konversiven“) Prozessen bei Einzelnen und in Gruppen, die weiter genutzt werden könnten. Oft stellen sich Schönstatter die Frage, warum diese Potenziale nicht mehr zur Entfaltung kommen. M.E. gibt es einige Problemfelder, die Ursache dafür sein können und die Schönstatt-Bewegung herausfordern:

- Die Vielgliedrigkeit und Komplexität der Schönstatt-Bewegung führt zu mancherlei Spannungen und Missverständnissen und erschwert die Einheit. Im Blick auf das gemeinsame Wollen braucht es noch mehr Einheit in einer „Vision“; im Blick auf Kooperation muss eine bessere und effektivere Zusammenarbeit gelernt werden; im Blick auf Spannungen, Verwundungen, Altlasten geht es um Buße, Versöhnung und Umkehr.
- Dass die Schönstatt-Bewegung in Deutschland weit zerstreut ist und verschiedene Unterstrukturen hat, erschwert, dass sie sich vor Ort als Gemeinschaft erlebt und von da aus Kirche im Kleinen aufbaut, lebt und ausstrahlt. Im nahen Umfeld der Schönstatt-Zentren geschieht im Vergleich zu anderen Ländern wenig.
- Eine Hauptsorge ist für mich die Frage nach den Trägern der Schönstatt-Bewegung. Größe und Fruchtbarkeit hängen davon ab, dass es immer genügend „Apostel“ gibt. So braucht es als Pendant zu den vielen Aktionen nach außen, die möglichst viele Menschen in allen Lebenslagen erreichen möchten, eine mindestens genauso große Aufmerksamkeit dafür, wie Menschen, die Gott als Missionare bzw. Leiter berufen möchte, gefunden und begleitet werden können.
- Rückgang und Kleinerwerden betrifft Schönstatt wie die Kirche insgesamt. Die äußeren Strukturen, die mit viel Liebe und Engagement aufgebaut wurden, werden zu Lasten, die auch das Miteinander belasten. Das schafft ein Klima von Überforderung (wenige tun immer mehr) und Frustration. Wo dies geschieht, ist man noch stärker im Glauben und Vertrauen angefragt, aber nicht im Sinne „das wird schon wieder“, sondern steht vor der Herausforderung zu fragen und zu ringen: „Was willst du, Gott, wirklich von uns?“ Das heißt, innezuhalten, Aktivitäten gut zu prüfen, um nicht in Aktionismus zu fallen. Anstelle von gegenseitigen Vorwürfen braucht es eine neue Art, sich zu

solidarisieren. Darin mag eine Chance der kleiner werdenden Zahl stecken. Man muss die Situation realistisch sehen lernen, denn Ängste und ideologisch verfestigte Wunsch- und Idealvorstellungen stehen genauso im Weg wie der Mangel an Gottvertrauen und Glaubensfreude. Wer den Gipfel nicht mehr sieht, ist dem Ziel näher gekommen als jener, der in der Ebene stehen blieb.

Paulus heute? Wenn ich mir die Entwicklung der Kirche vor Augen führe, dann kann ich mir vorstellen, dass sie als missionarische Glaubensgemeinschaft für einen Typ wie Paulus attraktiver ist als die etablierte: herausfordernd, immer auf der Suche, immer in Bewegung, getragen von Idealisten des Glaubens, Überzeugungstäter, die einander verstehen, wenn sie vom „Heiligen Geist“ sprechen, die sich miteinander verbünden, um sich den je neuen Herausforderungen der Zeit zu stellen.

„Du sollst vor allen Menschen sein Zeuge werden für das, was du gesehen und gehört hast.

Was zögerst du noch? Steh auf ...!“ (Apg 22, 15f)

HEINRICH M. HUG

## PROVIDENTIELLE RAHMENBEDINGUNGEN DES 18. OKTOBER 1914

Wenn Pater Kentenich 25 Jahre nach dem Geschehen vom 18. Oktober 1914 einen schriftlichen Rückblick anstellt und den zentralen Inhalt des Silber-Jubiläums meditiert, dann lässt er dabei die gesamten Umstände jenes denkwürdigen Geschehens von damals außer Acht. „Ein prüfender Blick in die verflossenen Jahre“ (Nr. 5 der Zweiten Gründungsurkunde vom 18. Oktober 1939) ist sein Thema. Was seit jenem 18. Oktober 1914 geworden ist, beschreibt er und unternimmt von da aus einen Blick in die mutmaßliche Zukunft und deren Forderungen.

Wie jedoch der 18. Oktober 1914 geworden, welche Führungen und Fügungen den Rahmen für jenes zentrale neue Geschehen abgaben, das beschrieb der Gründer in seinem Jubiläumsschreiben 25 Jahre später nicht. Das ist legitim, so kann man es machen, man kann sich in Meditationen auf einen Punkt konzentrieren. Wir können mit Sicherheit ausschließen, dass er dabei die Bedeutung der Rahmenbedingungen ignorieren und abwerten wollte. Es ist total in seinem Sinne und entspricht seiner vorsehungsgläubigen Geschichtsbetrachtung, wenn wir uns solcher Zusammenhänge bewusst werden. „Gott steht am Anfang, in der Mitte und am Ende der Schönstattgeschichte“, so hat er während seines Lebens zahllos oft bekannt.

Unter einem bestimmten Gesichtspunkt ist es sogar recht gefährlich, wenn man den Rahmen des 18. Oktober 1914 nicht bedenkt. Allzu leicht geht es dann nur um die Verherrlichung eines menschlichen Tuns: des Tuns von Pater Josef Kentenich und der Schüler. Um das Gewicht dieser Warnung herauszustellen, kann man einen bestimmten Vergleich heranziehen, der auf den ersten Blick von weit hergeholt erscheinen mag.

In mehreren deutschen Übersetzungen und Veröffentlichungen des Lukasevangeliums kann man am Anfang des 1. Kapitels die Überschrift lesen: Die Vorgeschichte.<sup>1</sup> Das gibt es im griechischen Urtext nicht. Diese willkürliche Überschrift, eingefügt durch die Herausgeber, verführt zu dem Verdacht, es handle sich im 1. und 2. Kapitel des Evangeliums gar nicht um Geschichte, also um die Geschichte Gottes mit den Menschen. Man unterstellt: Was dort steht, hat mit der eigentlichen Geschichte Jesu und der Kirche nichts zu tun, diese beginnt erst später mit der Taufe und dem öffentlichen Wirken Jesu. Dabei muss man doch sehr hellhörig und stutzig werden, wenn man beobachtet, wie sehr sich der heilige Lukas Mühe gibt, den Beginn des irdischen Lebens Jesu so darzustellen, dass die göttliche Regie und Führung und Fügung geradezu in die Augen stechen. Das Kommen Jesu ist ein historisches Geschehen, geschehen in Raum und Zeit. Es ist nicht zeitloser Mythos, keineswegs entsprungen einer sehnsuchtsvollen Phantasie des Unterbewusst-

---

<sup>1</sup> So zum Beispiel in der Ausgabe der deutschen Einheitsübersetzung der Bibel.



ten des Menschen und einem dichterischen Gestaltungswillen. Es geschah in der Zeit des politischen Kaisers Augustus von Rom. Es begann im unbedeutenden Nazareth, es begann in Bethlehem. Eine große Anzahl von fast zufälligen, nicht zu erwartenden Umständen zeigt die Souveränität der führenden und fügenden Eingriffe des Gottes der Geschichte, der Heilsgeschichte.<sup>2</sup>

\*\*\*

Man kann die Rahmenbedingungen des 18. Oktober 1914 unter dem Motto darstellen: Eigentlich – Dennoch. Eigentlich waren diese nicht zu erwarten, dennoch sind sie Tatsache geworden. Das gilt vor allem von zwei Faktoren: Vom Ort und von den beteiligten Personen.

Die Geschichte des Ortes Schönstatt und sein Zustand im Jahre 1914 sind alles andere als selbstverständlich. Pater Kentenich hat den Ort nicht gemacht, er hat die heutige Gnadenkapelle nicht erfunden und gebaut. Er hat sie vorgefunden und den Anstoß dazu gegeben, dass sie aus ihrer Bestimmung als Friedhofskapelle zu einer weltweit wirkenden Gnadenkapelle werden konnte. Eigentlich war das alles unwahrscheinlich und weithin gegen menschliches Planen der beteiligten Akteure. Heute ist es schwer verständlich, wenn man die damit zusammenhängenden Vorgänge nicht bestaunt. Die Kenntnis der einschlägigen Literatur ist unverzichtbar, will man den Wegen der göttlichen Vorsehung gerecht werden.

\*\*\*

Die Entstehung des neuen Gnadenortes 1914 auf den Ruinen eines alten Ortes und Klosters ist erstaunlich. Sie ist eigentlich nicht denkbar gewesen. Gleichweise ist erstaunlich, wie Menschen zum Werden des Gnadenortes und der sich bildenden kirchlichen Bewegung gelenkt wurden. Das gilt für den Begründer des Wallfahrtsortes und auch für die mitwirkenden Schüler. Gründer und Schüler sollen deswegen hier in diesem Artikel in Blick kommen. Dabei werden allerdings andere Personen, insbesondere aus der Gemeinschaft der Pallottiner, nicht gebührend gewürdigt, was bedauert werden darf. Die Beschränkung auf Gründer und Schüler geschieht um einer Konzentration willen.

Die Fügungen im Leben von Pater Kentenich selbst, wie er in die Gemeinschaft der Pallottiner fand und was er dort vorfand, können in den einschlägigen Veröffentlichungen nachgelesen werden.

Vielleicht ist es besonders nützlich, die geistige Gestalt des jungen Kentenich eigens herauszuheben. Im Jahre 1955 gab es für Pater Kentenich einen Anlass, ausgelöst durch die private Studie seines Schülers und langjährigen Mitarbeiters Pater Menningen „Gründer und Gründung“, einige autobiographische Notizen niederzuschreiben. Darin berührt er seine erschütternden Kämpfe als junger Novize

---

<sup>2</sup> Vgl. dazu Joseph Ratzinger, 3. Band seiner Jesustrilogie, Herder 2012.

und Student. Sie gipfeln sinngemäß in der Aussage: Als Typ des modernen Menschen durfte ich dessen Ringen am eigenen Leibe erfahren, nämlich die Frage: Gibt es eine Wahrheit, und wie ist sie zu erkennen? Und er zieht eine Bilanz hinsichtlich des geheimnisvollen Sinnes dieser geistigen und existentiellen „Prüfungszeit“ und schreibt wörtlich:

„Abschließend sei daran erinnert, wie gnädig die göttliche Vorsehung den späteren Lebensweg geführt hat. Man hatte die Absicht, nach Absolvierung meiner theologischen Studien mich auf die Universität zu schicken. Aus all dem, was oben steht, ist ersichtlich, dass die Durchführung eines solchen Planes abwegig gewesen wäre. Nicht die Beschäftigung mit abstrakter Wissenschaft, sondern die Fühlung mit dem Leben, genauer gesagt, die Vermählung zwischen Diesseits und Jenseits, zwischen Ideal und Wirklichkeit, war für mich die Lösung aller Probleme und gab die Richtung für meine Lebensaufgabe an.“

Im hohen Alter von mehr als 80 Jahren erinnert er mit einem bestimmten Schlagwort daran, welche geistesgeschichtlichen Auseinandersetzungen zur Zeit seines Studiums die Kirche erschütterten. In sie wäre er ohne Zweifel massiv hineingezogen worden, hätte er eine abstrakt wissenschaftliche Karriere vollziehen müssen.

Es war für P. Kentenich ein Leben lang typisch, dass er immer wieder geschichtliche Zusammenhänge herausstellte. So schlug er beispielsweise als nunmehr alter Mann bei der Weihnachtstagung 1966 unter dem Stichwort „Modernismus“<sup>3</sup> den Bogen bis zurück in seine Studentenzeit. Damals war die europäische Kirche erregt durch den sogenannten Modernismusstreit. Nicht zuletzt machten sich die Päpste Pius IX. und Pius X. Sorge um die Gefahren, die sie sahen und die die Fundamente des Glaubens und der Kirche in Erschütterung zu bringen drohten. Immer ging es um die Frage, wie die göttliche Offenbarung zu verstehen und mit welcher Autorität sie für die Menschen verbindlich sei.

Wörtlich führte P. Kentenich auf der Weihnachtstagung 1966 (in der schriftlichen Wiedergabe seiner Vorträge S. 224 ff.) aus:

„Sie (werden) sich auch daran erinnern, wie der Heilige Vater darinnen<sup>4</sup> hervorhebt, dass heute noch der Modernismus eine große Gefahr für die Kirche ist, der Modernismus, so wie Pius X. ihn 1907 verurteilt hat.<sup>5</sup>

(Sie) spüren also, hier geht es um eine Strömung, die hineinragt in die Zeit, in der Schönstatt geworden ist. Und wenn Schönstatt allerwärts und überall und allezeit sich orientiert an der Zeit, Zeitirrtümer (und) Zeitgeist zu überwinden trachtet, um den Geist der Zeit zu erkennen und durchzuführen, dann werden Sie ahnen, in

---

<sup>3</sup> Vgl. zum Modernismusstreit das kleine Büchlein: Claus Arnold, Kleine Geschichte des Modernismus, Freiburg 2007.

<sup>4</sup> Gemeint ist: Paul VI., Enzyklika *Ecclesiam suam* vom 06.08.1964.

<sup>5</sup> Durch die Enzyklika „*Pascendi Domini Gregis*“ und das Dekret „*Lamentabili*“ (neuer Syllabus).

welchem Ausmaße wir uns damals schon mit dem Modernismus auseinandergesetzt haben.“

In den nachfolgenden Ausführungen spitzt P. Kantenich das, was damals und auch durch Papst Paul VI. verurteilt wurde, auf einen Kernpunkt zu und lässt alles andere der päpstlichen Kritik unbeachtet auf sich beruhen:

„Nun der Punkt, um den es wesentlich geht: Was versteht man unter Modernismus? Und was wissen wir zusammenzutragen für unsere Zwecke zur Geschichte des Modernismus?

Was wir vom Wesen wissen? Natürlich kann der Ausdruck ‚Modernismus‘ etymologisch und historisch genommen werden. Etymologisch besagt er etwas durchaus Angängiges und Dankenswertes. Modernismus, so wie der Ausdruck lautet, also etymologisch genommen, macht darauf aufmerksam: Es gibt hier eine Strömung, die besonders interessiert ist am Fortschritte. Naturgemäß, in jeder Generation mag es zwei Strömungen geben, die der Alten und die der Jungen. Die der Alten, die hängen am Alten; die der Jungen, die hängen am Neuen. Es ist etwas Naturgemäßes, etwas Selbstverständliches. Dass das auch heute der Fall ist, mehr als je, mögen Sie schon daraus ahnen (und) erschließen, dass heute das Durcheinander so furchtbar tiefgreifend und umfassend ist wie noch nie. Darum klar, die Geister scheiden sich unter diesem doppelten Gesichtspunkte ...

Es gibt aber eine andere Form des Modernismus, die 1907 von Pius X. verdammt, verurteilt worden ist. Was ist das für eine Form? ...

Um was handelt es sich also nun hier in dem verurteilten Modernismus? (Die) Antwort ist an sich leicht, zumal für diejenigen, die in der modernen Dogmengeschichte und Bibelkritik einigermaßen zu Hause sind. Grundlage ist auf der ganzen Linie ein ausgesprochener Subjektivismus. Was will das praktisch heißen?: Immanentismus. Will sagen: Was wir Religion nennen, ist keine objektive Wirklichkeit. Was wir Religion nennen - mag es sich um Gott handeln, den Naturgott, den Offenbarungsgott und alles, was wir so im allgemeinen von Gott und Göttlichem sagen -, das ist weiter nichts als ein naturgemäßes Produkt der Phantasie und eine Fiktion des eigenen Strebens und Bestrebens. Es gibt also keine objektive Religion. Was wir objektive Religion nennen, das ist Fiktion, das hat die Phantasie, das hat die Natur selber gemacht, die Natur sucht sich selber zu befriedigen.

Hier möchten und könnten wir nun als Philosophen, zumal wenn wir die deutsche Philosophie kennen, die neue und neueste Philosophie, überall Ansätze finden dorten, wo von unseren Philosophen dargestellt wird: der Mensch sei eigentlich Gott, aber aus Hilflosigkeit habe er sich ein Wesen konstruiert, auf das er alles übertrage, was eigentlich ihm eignet. Und dann finden wir in der Bulle, (in) der Verurteilungsbulle Punkte, Thesen, Lehren, die haarscharf dem entsprechen, was heute durch die Zeit geistert. Anwendung des Gesetzes: Es gibt keine objektive Religion, alles ist Fiktion. Deswegen: überall, wo von Religion die Rede ist, handelt es sich um Lebensvorgänge, die an sich lediglich symbolträchtig sind; ... (es ist) beileibe nicht richtig, beileibe nicht klar, dass der Heiland wirklich auferstanden ist. Was sagen wir, und was will an sich die Lehre von der Auferstehung sagen?: Weiter

nichts, als dass hier zum Bewusstsein gebracht wird, Gott im Leben des Heilandes habe überall den Sieg davongetragen. Wenn also die Rede etwa ist von der Immaculata Conceptio - kein Gedanke, dass das wahr ist; das ist weiter nichts als ein Produkt der Seele, die für ihre edlen Bestrebungen gern ein Symbol haben wollte. So müssen Sie die ganze Religion auffassen.

Ein gleiches, wo es sich um die Bibelkritik handelt. Um was geht es hier letzten Endes? Hier haben das letzte Wort die Exegeten, die Wissenschaftler zu sprechen; (die) Kirche hat weiter nichts zu tun, als das, was die Wissenschaftler erforscht (haben), der Gemeinsamkeit der Kirchenleute, des Kirchenvolkes, vorzulegen ...

Dasselbe gilt dann selbstverständlich auch von der Auffassung der Kirche. Das ist ein zeitgeschichtliches Gebilde, das durch die Zeitgeschichte auch wieder total gewandelt werden kann. ...“

Den Studenten und jungen Priester Kentenich quälte also persönlich und existentiell die Frage, mit der die modernen Geister rangen und die die Päpste veranlassten, einen autoritären und disziplinären Riegel vor dem Abgleiten in die absolute Unverbindlichkeit der geoffenbarten göttlichen Wahrheiten vor zu schieben. Dieses päpstliche Bemühen gipfelte in dem sogenannten Syllabus von Pius IX., einem Schreiben, das er 10 Jahre nach der Dogmatisierung der Unbefleckten Empfängnis Mariens am 08. Dezember 1864 herausgab. Darin war eine Sammlung von verwerflichen Lehrmeinungen enthalten. Und gesteigert wurde dieses Bemühen noch einmal im Jahre 1907 durch Papst Pius X. (durch die beiden Enzykliken Lamentabili und Pascendi mit ihren Verurteilungen von gefährlichen modernistischen Lehrmeinungen.).

In den Chroniknotizen des Jahres 1955 bemerkte P. Kentenich, „dass er der Ideenträger zweier Welten ist: der idealistischen Welt vor - und der vitalistischen Welt nach der Wende.“ Welche Gefahren einerseits im Idealismus der Zeit vor der Jahrhundertwende für das Glaubensleben steckten, andererseits im Vitalismus einer späteren Zeit, die den Glauben der Christenheit nicht mehr auf rationale Ideen zurückführen wollte, sondern aus dem unterbewussten Gefühlsleben der Menschen hervorzugehen sah, hatte er an sich selbst erlebt. Deswegen konnte er zwei Verurteilungen der päpstlichen Warnungen und Mahnungen voll zustimmen.

Im Syllabus von 1864 wurden die Lehrmeinungen verworfen, die zum Idealismus der Aufklärungszeit gehörten:

„1. Es gibt kein höchstes, allweises und allvorsehendes von dieser Gesamtheit der Dinge unterschiedenes göttliches Wesen, und Gott ist eins mit der Natur, daher dem Wechsel unterworfen, und Gott wird in der Tat im Menschen und in der Welt. Alles ist Gott und hat das eigentliche Wesen Gottes; und Eines und dasselbe ist Gott mit der Welt, daher auch der Geist mit der Materie, die Notwendigkeit mit der Freiheit, das Wahre mit dem Falschen, das Gute mit dem Bösen, das Gerechte mit dem Ungerechten.

2. Jede Einwirkung Gottes auf die Menschen und die Welt ist zu leugnen.

3. Die menschliche Vernunft ist ohne alle Rücksicht auf Gott der einzige Schiedsrichter über wahr und falsch, gut und böse; sie ist sich selbst Gesetz und

reicht mit ihren natürlichen Kräften hin, für das Wohl der Menschen und der Völker zu sorgen.

4. Alle Wahrheiten der Religion fließen aus der natürlichen Kraft der menschlichen Vernunft, daher ist die Vernunft die vorzüglichste Norm, durch welche der Mensch die Erkenntnis aller Wahrheit jeglicher Art erlangen kann und soll.“

Auch die Verurteilung einer Rückführung des christlichen Glaubens und der christlichen Botschaft allein auf Bedürfnisse und Gefühle und Erfahrungen der Menschen, wie sie in der Enzyklika Pascendi von Pius X. am 8.9.1907 verurteilt wurde, entsprach durchaus der eigenen Überzeugung von P. Kentenich. Bei Pius X. konnte man lesen:

„Da die Religion eine Lebensäußerung ist, kann die Erklärung nur im Leben des Menschen liegen. Daher kommt das Prinzip der religiösen Immanenz. Für jedes Lebensphänomen, zu dem nach dem Gesagten auch die Religion zählt, liegt der letzte Grund in einem gewissen Bedürfnis oder Antrieb. Nehmen wir jedoch das Leben im engeren Sinne, dann ist der Beginn eine Bewegung des Herzens, das Gefühl. Gott ist der Gegenstand der Religion. Daher ergibt sich die Schlussfolgerung, dass der Glaube, der den Beginn und die Grundlage einer jeden Religion darstellt, aus einem tiefen, innerlichen Gefühl bestehe, welches im Bedürfnis nach dem Göttlichen seinen Ursprung finde. Dieses Bedürfnis nach dem Göttlichen könne jedoch eigentlich nicht in den Bereich des Bewussten gehören, da es sich nur unter besonders günstigen Bedingungen rege. Vielmehr verbleibe es zunächst unterhalb des Bewusstseins. Der aus der modernen Philosophie hierfür ausgeliehene Ausdruck lautet: im Unterbewusstsein. Dort verberge sich auch seine Wurzel, die wir nicht fassen können.“

Eine für Jahrzehnte wirksame und belastende Auflage kam dann hinzu: Am 01. September 1910 hat Papst Pius X. für alle Priester, Bischöfe und Theologieprofessoren den Antimodernisteneid vorgeschrieben. Bis 1967 mussten sie alle diesen ablegen.

Was das für die Kirche positiv und negativ bedeutete, kann hier nicht erörtert werden. Jedenfalls ist für unser Thema der 100 Jahre Schönstattgeschichte eines klar: P. Kentenich ist zu einer Zeit Priester geworden, in der alle wachen Geister der Kirche in Gefahr waren, innerhalb der Kirche verdächtigt zu werden, vom rechten Weg des Glaubens in moderner Form abzuweichen und mit Strafen belegt zu werden. Es ist bewundernswert, wie es der göttlichen Vorsehung gelungen ist, den Schutzmantel über P. Kentenich auszubreiten, bis er dann im Jahre 1951 doch noch in Ungnade fiel und 14 Jahre zum Schweigen verurteilt und von seinem Werk getrennt wurde.

Man muss also festhalten, dass P. Kentenich zur Zeit seiner Priesterweihe keine Sendung in der Richtung verspürte, in das geistige Ringen um die Fundamente der Kirche durch Beiträge philosophischer, theologischer, exegetischer oder dogmatischer Art einzugreifen. Er erfuhr seine Sendung auf einem anderen Gebiet. Für ihn selbst galt, was er immer wieder von ganz Schönstatt lehrte, zum Beispiel im Oktoberbrief 1948:

„Wir wollten nie eine dogmatische, philosophische oder psychologische Bewegung sein, sondern nur Verbindungsoffizier zwischen Wissenschaft und Leben. Unsere Aszese und Pädagogik sollte angewandte Dogmatik, Philosophie und Psychologie sein. Die gesicherten wissenschaftlichen Resultate, einerlei von welcher Seite sie kommen, sollten in unseren Reihen Gestalt und Form annehmen.“<sup>6</sup>

P. Kantenich sah seine Lebenssendung nicht darin, durch literarische Produkte die Kernfrage nach der Erkenntnis der Wahrheit, vor allem der durch und in Christus geoffenbarten Wahrheit zu bearbeiten. Seine Sendung bestand in der Erziehung von Menschen zu ganzen Menschen unter Einschluss des übernatürlichen Glaubens. In einfältigem Gewand leuchtet das aus einer Erinnerung von Irma Ulmer hervor. Sie erzählt:

„Im Colleg von Nueva Helvecia/Uruguay durfte ich 1948 während eines Besuches von Herrn Pater ein längeres Gespräch mit ihm führen, während er im Hof mit mir auf und ab ging. Das Thema war: Diesseits-Jenseits, Auferstehung und diesbezügliche Glaubenszweifel usw. ... Damals war ich noch immer ‚angekränkt‘ von der nationalsozialistischen Weltanschauung, womit man die deutsche Jugend – auch hier in Uruguay – überschwemmt und durchtränkt hatte. (BDM und HJ existierten hier vor und noch zu Anfang des Krieges blühend.) Dieses Gespräch blieb mir sehr in Erinnerung, wenn ich auch Einzelheiten nicht aufgeschrieben habe. Denn Herr Pater wies zum Schluss desselben darauf hin, dass ich ohne jede Besorgnis und mit völliger Sicherheit die Glaubenswahrheiten akzeptieren könne und dürfe, denn es habe dieselben ‚Jemand‘ durchdacht, durchkämpft, sich durchgerungen und vollständige Glaubenssicherheit sich angeeignet, worauf ich, sowie auch andere, bauen könnten. Alles weitere Grübeln wäre darum für mich unnötig. - Erst später ging mir auf, dass Herr Pater mit diesem ‚Jemand‘ sich selbst gemeint hatte.“

So ähnlich hatte er sich schon früher geäußert, beispielsweise in einem Vortrag während der Pfingsttagung 1928 vor Männern im noch nicht vollständig fertig eingerichteten neuen Bundesheim. Da sagte er:

„Wie kam das alles? Ich war seinerzeit Spiritual und hatte als solcher die studierende Jugend, den Nachwuchs im Kloster zu betreuen. Ich überlegte damals: Was kann ich tun mit den Jungens? Dass sie sich zu Persönlichkeiten bilden und dass sie für ihre große Aufgabe heranreifen. Ich selbst bin durch ein Internat gegangen und habe in meinen Studienjahren viel zu kämpfen gehabt mit dem Glauben. Darin war auch eingeschlossen die Marienverehrung ...“

Auch hier das Geständnis, dass er diese Jugendkämpfe innerlich überwunden habe und deswegen voller Sicherheit auch über die Bedeutung der Marienliebe sprechen könne.

Das Ringen um die rechte Verbindung von Wissenschaft und Leben durchzog die Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts. Selbst die Art und Weise, wie P. Kantenich

---

<sup>6</sup> Oktoberbrief 1948: Sie kam. Sie sah. Sie siegte. Lehrbriefe 1948, Berg Sion 1997, S. 172f.

als Verbindungsoffizier zwischen Idee und Leben den Menschen und der Kirche diene, weckte immer wieder Verdächtigungen gegen ihn.

So war es schon im Jahre 1935, als es zu ersten Auseinandersetzungen mit Dogmatikern und der Kirchenleitung von Limburg und Trier kam. So war es endgültig in den Jahren 1949 bis 1951, was dann zur Verbannung nach Milwaukee führte.

Es gab also damals in der Zeit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert einerseits eine starke kirchliche (römische) Angst vor wissenschaftlichen Fragestellungen.

Andererseits gab es die kirchliche Angst vor einem Neuheidentum, was die ängstlichen Spiritualitäten der Jesuskind-Spiritualität und Spiritualität der hl. Familie hervorbrachte mit einer einseitigen Verteidigungsmentalität. Es ist auf diesem Hintergrund erstaunlich, wie Pater Kentenich die Spiritualität und Praxis der Marianischen Kongregationen (ehemals der Jesuiten) entdeckte mit den drei Merkmalen: Selbsterziehung in Gemeinschaft, Apostolat und Marienverehrung. Wäre er unter den Einfluss der gängigen Spiritualitäten des 19. Jahrhunderts geraten, so wäre das neue Schönstatt mit seinen typischen zukunftsgerichteten Merkmalen nie entstanden.

Die Fügungen und Führungen der Lebensgeschichte des Gründers selbst sind also unverzichtbarer Gegenstand der Betrachtungen, wenn Schönstatt 100 Jahre alt wird. ...

\*\*\*

Ein weiterer unverzichtbarer Gegenstand des Studiums und der Betrachtung kommt hinzu. Pater Kentenich war angewiesen auf Menschen, mit denen er als Erzieher und Organisator zusammenwirken konnte. Und das ist wiederum eine der staunenswerten Fügungen in der Anfangsgeschichte des neuen Schönstatt mit seinem Heiligtum und seiner Bewegung, dass er solche Menschen und Schüler nicht suchen musste; sie wurden ihm im Internat der Pallottiner in Schönstatt einfach zur Verfügung gestellt. Er musste sie nicht auf der Straße und auf den Plätzen der Welt suchen. Um diese Tatsache in ein bestimmtes Licht zu stellen, mag man folgendem Vergleich nachtasten.

Es gibt zu denken, dass bei einer Reihe von marianischen Wallfahrtsorten, die im 19. und 20. Jahrhundert entstanden und groß geworden sind, Kinder eine besondere Rolle spielten.

Das war in La Salette so. La Salette ist ein kleines Dorf in den französischen Alpen, im Süd-Osten Frankreichs, in der Nähe von Grenoble. Zwei Kinder erzählen, wie ihnen eine Botschaft anvertraut wurde, die zur Buße und Umkehr der Menschen aufruft. Die Heilige Jungfrau Maria erschien am 19. September 1846 einer 15-jährigen französischen Hirtin, Melanie Calvat, und ihrem jungen Freund, Maximin Giraud, einem 12-jährigen Hirten. Der Wallfahrtsort La Salette hat eine erstaunliche Breitenwirkung erleben dürfen.

Das war in Lourdes so. Die dortige Geschichte ist nicht zu trennen von der heiligen Bernadette Soubirous (\* 7. Januar 1844 in Lourdes; † 16. April 1879 in Nevers an der Loire). Als Mädchen hatte sie mehrere Marienerscheinungen. Das war im Jahre 1858.

Das war in Fatima so. In der Zeit des Ersten Weltkrieges, also genau in jener Zeit, als auch der Wallfahrtsort Schönstatt zu werden und zu wirken begann, ereigneten sich dort erstaunliche Dinge. Die Geschichte erzählt, wie am 13. Mai 1917 drei Hirtenkinder, Lúcia dos Santos, Jacinta und Francisco Marto, erstmals auf einem freien Feld eine Erscheinung der Jungfrau Maria erfahren hätten. Zu Portugal gehört seither der weltweit sich auswirkende Wallfahrtsort.

Das war in Banneux so. Banneux ist eine kleine Ortschaft auf der Hochebene der Ardennen südöstlich von Lüttich (Liège). Dort lebte die Familie Beco in ärmlichen Verhältnissen. Am 25. März 1921 wurde die Tochter Mariette geboren. Vom 15. Januar bis 2. März 1933 erschien der Zwölfjährigen die Gottesmutter achtmal und stellte sich als Jungfrau der Armen vor. Heute ist Banneux ein viel besuchter Wallfahrtsort mit einer Heilquelle und einem Kranken-Hospiz „Hospitalité Banneux Notre-Dame“ mit über 300 Betten. Während der Wallfahrtssaison von Mai bis Oktober werden täglich eine Krankensegnung und mehrere Pilgermessen abgehalten. 1985 besuchte Papst Johannes Paul II. den Ort.

Man kann noch andere ähnliche Vorgänge in Erinnerung rufen. Gemeinsam ist all diesen Entstehungsgeschichten der Umstand, dass Kinder beteiligt sind und dass sie von außergewöhnlichen Erfahrungen, von außergewöhnlichen Erscheinungen getroffen wurden.

Von ganz anderer Art stellt sich die Entstehungsgeschichte des eigengeprägten Wallfahrtsortes Schönstatt dar. Außergewöhnliche Vorgänge und Erscheinungen sind nie geschehen. Doch einen auffälligen Vergleichspunkt gibt es: Jugendliche waren beteiligt; sie waren fast noch Kinder, im Schnitt zwischen 12 und 20 Jahre alt.

Es ist unstrittig, dass am Anfang des neuen Wallfahrtsortes Schönstatt der Priester Pater Joseph Kentenich stand. Wenn man nach 100 Jahren auf diesen Anfang zurückschaut, dann ist der Name von Pater Kentenich in aller Munde. Ungezählte Veröffentlichungen zu seiner Person und seinem Wirken liegen auf dem Tisch.

Es darf aber nicht übersehen werden, dass im gleichen Atemzug mit dem Namen Pater Kentenichs auch alle jene Namen der Jugendlichen genannt werden müssen, die zwar Objekte seiner Erziehung waren, die gleichzeitig aber auch mitwirkende Subjekte beim Werden der Schönstatt-Bewegung und vor allem beim Werden des Gnadenortes und der Gnadenkapelle waren. Einige Namen der Jugendlichen sind im traditionellen und wachen Bewusstsein der Schönstatt-Bewegung tief eingegraben. Sie können schnell aufgezählt werden:

Josef Engling (04.10.1918 gefallen),  
Hans Wormer (09.07.1917 gefallen),



Max Brunner (23.04.1917 gefallen),  
Albert Langner (08.09.1917 gefallen).

Wer den Gnadenort Schönstatt besucht, der steht sicher auch einmal vor den Gräbern, die neben der Gnadenkapelle liegen. Aus der Zeit des Ersten Weltkrieges stammen die beiden schwarzen Grabkreuze, Max Brunner und Hans Wormer. An dem großen Gedenkstein, der der Erinnerung an Josef Engling gewidmet ist, zeugt ein schmiedeeisernes Gitter, auf dem 16 weitere Namen verewigt sind, von einigen anderen herausragenden jungen Männern. Doch wer liest schon diese Namen und bekommt diese Gefallenen vor Augen?

Kaufmann Bernhard 23.04.1915 gefallen  
Heinrich Sebastian 20.06.1915 gefallen  
Angsten Otto 07.08.1915 gefallen

Ott Julius 16.04.1916 gefallen  
Bauer August 16.11.1916 gefallen

Guntermann Wilhelm 03.06.1917 gefallen  
Theile Wilhelm 09.07.1917 gefallen  
Noll Richard 07.09.1917 gefallen  
Rossol Alois 08.09.1917 gefallen  
Langner Albert 08.09.1917 gefallen  
Dötsch Richard 14.10.1917 gefallen

Keil August 07.10.1918 gefallen  
Reinhold Paul 00.10.1918 gefallen.

Sie alle, und viele andere Personen, junge und alte, aus jener Anfangszeit, haben es verdient, dass man sie als Mitgründer im Gedächtnis behält. Dem wird ein eigener Bildband in allen seinen Teilen dienen. An dieser Stelle soll summarisch an jene Veröffentlichungen erinnert werden, die inzwischen wohl längst in Vergessenheit geraten sind. Es gibt nämlich eine große Anzahl von bereits gedruckten Zeugnissen von Jugendlichen selbst.

Der Krieg hatte am 01. August 1914 begonnen. Ende 1915 waren schon viele Mitglieder der Marianischen Kongregation des Studienheimes aus Schönstatt ausgerückt in die Kasernen und an die Fronten. Die ersten drei waren schon gefallen. Ein Ende des Krieges war nicht abzusehen. So sah sich der Erzieher Pater Kentenich gezwungen, Maßnahmen zu ergreifen, durch die er den Zusammenhalt seiner Soldaten draußen besser erreichen könnte. Es gelang, vom 05. März 1916 an eine eigene kleine Zeitschrift drucken und verschicken zu lassen, die man „MTA“ nannte. Auf dem Titelblatt stand in allen Jahrgängen und Einzelnummern der Satz: „Gegenseitige Anregungen im Kampfe für unsere bedrohten Ideale in schwerer Zeit“.

In dieser MTA-Zeitschrift meldet sich der Spiritual nur ganz selten mit eigenen Beiträgen zu Wort, nur überleitende Zwischentexte stammen meist von ihm. Er ist der Schriftleiter, der Organisator und indirekt der Erzieher im Hintergrund. Vom 01. Mai 1917 an hatte er in Pater Karl Schneider einen Mitarbeiter für die technischen Arbeiten bei der Herstellung und dem Vertrieb der Zeitschrift. Eine bestimmte Methode benutzte er bei der Redaktion konsequent während der ganzen Kriegszeit bis 1919: Möglichst viele kleinere oder größere Auszüge aus Briefen der Soldaten nahm er in die Zeitschrift auf und empfahl sie damit den Lesern. Manche solcher Briefstellen setzte er anonym ins Blatt, unterzeichnet mit einem „X., sod. Mar.“. Der damalige junge Schüler und spätere herausragende Mitgestalter der Schönstattgeschichte, nämlich Pater Alexander Menningen, erzählte gerne davon, dass sie beim Empfang einer neuen Nummer der MTA-Zeitschrift zuerst voller Neugierde jene Beiträge erspähten und lasen, die mit „X.“ gekennzeichnet waren. Zum Schutz der Intimität des Schreibers verfuhr Pater Kentenich so. In unserem Zusammenhang werden alle diese oft interessanten oder nachdenklich stimmenden Beiträge mit „X.“ nicht neu gelesen und beachtet. Sie müssten eigens zusammengestellt und vielleicht kommentiert werden, was in der Zukunft sicherlich geschehen sollte. Doch bei manchen anderen Lebenszeugnissen gab der Schriftleiter P. Kentenich den jeweiligen Namen des Briefschreibers preis.

Überblickt man die auf diese Weise festgehaltenen Beiträge von namentlich gekennzeichneten Briefauszügen, so kann man leicht feststellen, dass sich drei Themen durch sie hindurchziehen: a. Sehnsucht nach Schönstatt mit dem Heiligtum, der Gottesmutter und den Mitsodalen; b. Selbsterziehung und Charakterschulung, oft auch als Beitrag zum Gnadenkapital der Gottesmutter betätigt; c. Sendungsbewusstsein und apostolisches Wirken zugunsten anderer. Pater Kentenich konnte im Laufe der Jahre feststellen, dass diese drei Merkmale des Lebens seiner Jungens so außerordentlich stark sich zeigten, dass er hinter allem die Wirksamkeit der Gottesmutter von ihrem Heiligtum aus bezeugen musste. So war es das Ergebnis einer sensiblen Beobachtung, wenn die Schlussfolgerung gezogen wurde: Die Gottesmutter schenkt die Gnade der Beheimatung an diesem Ort Schönstatt; sie schenkt die Gnade der Wandlung erziehungsbedürftiger junger Menschen; sie schenkt ihnen die Gnade der apostolischen Sendung und Fruchtbarkeit. Diese drei Wirkungen in den Seelen der jungen Männer von damals nannte man dann später die spezifischen Wallfahrtsgnaden Schönstatts.

In einer kleinen Broschüre sollen einmal von allen Jungens, deren Namen aufzufinden sind, kürzere oder längere Beiträge festgehalten werden, vor allem jene Zuschriften, durch welche sich die drei Merkmale mehr oder weniger markant hindurchziehen. Auch eine andere Bemerkung soll unterstrichen werden: Offensichtlich waren dem Erzieher und Gründer Pater Kentenich alle Sodalen und jeder einzelne so wichtig, dass er der Absicht nach von allen und von jedem Zitate als Beiträge veröffentlichte. Jeder sollte als Mitwirkender und als Baustein im Ganzen des Werkes wichtig genommen werden. Insgesamt finden sich von ca. 60 Jungens persönliche schriftliche Äußerungen in der MTA. Man darf wohl mit Recht vermuten,

dass die Auswahl begrenzt sein musste, da die jeweilige Nummer der MTA-Zeitschrift mit ihren jeweiligen vier Seiten Umfang mehr Platz eben nicht hergab.

Wenn Pater Kentenich nach dem Ersten Weltkrieg gelegentlich davon sprach, dass es unter den Schülern jener Zeit (insgesamt waren es ca. 250 Mitglieder der Marianischen Kongregation von 1914 bis 1919) viel „Bruch“ gab, so mag das zutreffen. Doch die andere Seite der Medaille gab es auch: Es war ein unerklärlich vitales Streben aufgebrochen nach Selbsterziehung, nach Gemeinschaft, nach Marienliebe und nach Apostolat, was alles nicht ohne das besondere Wirken des neuen Gnadenortes zu erklären ist.

MANFRED GERWING

„HOCHPREIST MEINE SEELE DEN HERRN“ (LK 1,46)  
ZUM DRITTEN BAND DER JESUS-TRILOGIE VON JOSEPH RATZINGER/  
BENEDIKT XVI.

Josef Ratzinger/Benedikt XVI., Jesus von Nazareth. Prolog – Die Kindheitsgeschichten, Verlag Herder, Freiburg i.Br. 2012, 172 Seiten (orig.: Libreria Editrice Vaticana, Città del Vaticano 2012, RCS Libri S.p.A., Milano 2012), ISBN 978 -3-451-34998-0, € 20,00

Dem biblischen Text dienen

Die Lektüre dieses letzten Bandes der Jesus-Trilogie spricht an. Ja, sie macht Freude. Hier wird nicht polarisiert oder gar polemisiert. Hier wird – ohne reines Fachgespräch unter Experten zu werden – der Dialog mit verschiedenen exegetischen Richtungen und theologischen Strömungen gesucht. Die sogenannten Kindheitsgeschichten Jesu, wie sie uns im Neuen Testament überliefert sind, bilden dabei das zentrale Thema. Vieles kommt zur Sprache, aber nicht alles, was der Autor weiß, wird gesagt. Es wird ausgewählt und in ruhigem, völlig unaufgeregtem Ton, ohne jede oberlehrerhafte Attitüde erklärt; und zwar so, dass, wer verstehen will, versteht. Konzentrierte Nüchternheit herrscht vor. Der Verfasser dient dem biblischen Text. Ihn will er zum Klingen bringen, erläutern und erörtern.

Wo wurde Jesus geboren? Wo, an welchem Ort, kam er zur Welt? Die Antwort nahezu aller Exegeten lautet: „theologisch in Bethlehem, historisch in Nazareth“. Damit soll gesagt werden, dass Bethlehem zwar symbolischer, nicht aber faktischer Geburtsort Jesu sei. Tatsächlich sei Jesus eben nicht in Bethlehem, sondern in Nazareth zur Welt gekommen.

Papst Benedikt XVI. widerspricht. Er kommt zu einem anderen Ergebnis. Er hält Bethlehem als Geburtsort Jesu für gut begründet und macht sich damit – wieder einmal – exegetisch angreifbar. Doch er kennt die Quellenlage wie auch die archäologischen Funde und historischen Befunde. In seiner Argumentation greift er nicht auf sachfremde Perspektiven zurück, sondern überprüft die jeweiligen Thesen bzw. Hypothesen auf dem Feld, auf dem sie sich bewegen. Dieses Prozedere ist überhaupt kennzeichnend für das gesamte methodische Vorgehen des Autors: Der Autor widerspricht exegetischer Kritik nicht von der systematischen Theologie, etwa von der Dogmatik, her (was er als älterer Fachkollege der Dogmatik übrigens tun könnte. Argumente gäbe es reichlich!). Vielmehr lässt er sich auf die jeweilige Argumentation ein und weist, wenn nicht ihre Widersprüchlichkeit, so doch ihre Fragwürdigkeit auf. Nicht selten greift er auch zum Mittel der Neutralisierung. Er kon-

frontiert zwei ihm nicht einleuchtende exegetische Positionen so miteinander, dass sie sich gegenseitig widersprechen und aufheben.

Wer für Nazareth als Geburtsort Jesu stimme, müsse sich, so der Verfasser, fragen lassen, wie es um die Ernsthaftigkeit seiner Quellenkritik bestellt sei. Es zeige sich doch, dass Matthäus und Lukas auf verschiedene Traditionsträger rekurrieren, die sie wiederum unterschiedlich theologisch reflektierten; und zwar unter Zuhilfenahme von wiederum unterschiedlichen historischen Nachrichten. So war dem Autor des Matthäus-Evangeliums offensichtlich gar nicht bekannt, dass beide, Maria wie auch Josef, zunächst in Nazareth zu Hause waren. Im Gegensatz zu Lukas gehe jedenfalls Matthäus davon aus, dass Josef bei der Heimreise „aus Ägypten zunächst nach Bethlehem“ ziehen wollte. So müsse es doch zu denken geben: Trotz der unterschiedlichen Überlieferungsstränge und theologisch differenter Akzentuierungen stimmen beide darin „überein, dass der Geburtsort Jesu Bethlehem“ sei.

Auch weiß Benedikt XVI. um die Wucht des Argumentes, das aus der historischen Tatsache gewonnen wird, dass in römischer Zeit in Bethlehem der Tammuz-Adonis-Kult blühte. Doch der Papst schaut genauer hin: Diese Tammuz-Verehrung sei erst im 2. Jahrhundert „nach der Vertreibung der Juden aus dem Heiligen Land“ entstanden. Erst dann habe man die Grotte, in der Maria das Kind geboren habe, in eine Tammuz-Adonis-Grotte verwandelt; weil man „damit offenbar den christlichen Gedächtniskult beseitigen wollte.“ (77) Mit anderen Worten: Der Verfasser dreht die Deutung vieler Religionshistoriker um. Behaupten diese, der Tammuz-Kult in Bethlehem sei Ursache für die Fixierung des Ortes Bethlehem als Geburtsort Jesu, so argumentiert der Papst umgekehrt: der christliche Ort sei Ursache für jenen heidnischen Kult. Wie auch immer: Die historisch nachweisbare Datierung hat der Verfasser jedenfalls auf seiner Seite. Wir können es drehen und wenden, wie wir wollen: „Wenn wir uns an die Quellen halten, bleibt klar, dass Jesus in Bethlehem geboren und in Nazareth aufgewachsen ist.“ (75)

Wer so argumentiert, zeigt klarerweise seine kritischen Vorbehalte gegenüber zwei der drei gegenwärtig angewandten hermeneutischen Zugänge zur Kindheitsgeschichte Jesu. Erstens wird jene Auslegungsperspektive ablehnt, nach der das Meiste von dem hier Berichteten für Mythos und Metapher ausgegeben wird, das es zu „entmythologisieren“ und womöglich mit Rekurs auf die antike Religionsgeschichte mit ihren sagenhaften Retterkind-Erzählungen, Jungfrauengeburt und Sternensichten zu dechiffrieren gelte. Zweitens werden auch all jene Versuche für gescheitert erklärt, die in der Kindheitsgeschichte Jesu lediglich Verdichtungen alttestamentlicher Verheißungen zu erkennen glauben. Hier werde zwar richtig erkannt, dass der Anknüpfungspunkt der neutestamentlichen Aussagen keineswegs in der hellenistischen und/oder ägyptischen Religionsgeschichte, sondern im Alten Testament liege, dass also der erste Erklärungsversuch grandios gescheitert sei, ver falle aber dann doch selbst ins andere Extrem, wenn man gleichzeitig unterstelle, in der Weihnachtsgeschichte solle lediglich die – wie auch immer näher zu verstehende – Messianität Jesu durch alttestamentliche Bezüge und Schriftbeweise

unterstrichen und etwa im Sinne haggadischer Midraschim narrativ ausgemalt werden.

Benedikt XVI./Ratzinger optiert hingegen für die Theorie der „Familientraditionen“, die im vorliegenden Fall über den Weg der Mutter des Herrn führen. „Lukas deutet gelegentlich an, dass Maria, die Mutter Jesu, selbst zu seinen Quellen gehört“ (28). Und ausdrücklich betont der Verfasser, dass sich so gerade „auch das späte Auftreten vor allem der marianischen Überlieferungen aus der Diskretion der Mutter und der Kreise um sie erklärt: Die heiligen Begebenheiten am Morgen ihres Lebens konnten nicht öffentliche Überlieferung werden, solange sie selbst am Leben war“ (28 f.).

## Vorgehen

Der vorliegende dritte Band ist der kürzeste von allen. Er besteht neben Vorwort, Epilog und Literaturhinweisen nur aus vier Kapiteln. Im ersten wird unter Bezug auf Joh 19,9 die Frage nach der Herkunft Jesu thematisiert: „Woher bist du?“ (11–23). Die Antwort gibt Hinweis auf das wahre Wesen Jesu, auf sein Sein und seine Sendung. Nicht von ungefähr beginne, so betont der Verfasser, Matthäus mit dem Stammbaum Jesu. Er wolle von vornherein auf die Herkunft Jesu aufmerksam machen, während Lukas den vollkommen anders gestalteten Stammbaum an den Beginn des öffentlichen Auftretens Jesu gesetzt habe, „gleichsam als öffentliche Vorstellung Jesu“ (15). Dabei verweisen die unterschiedlichen Stammbäume noch einmal auf die unterschiedlichen Traditionsstränge der Evangelisten.

Zwar nicht mit Hilfe eines Stammbaums, aber dennoch nicht weniger entschieden beantwortet das Johannesevangelium gleich zu Beginn, im Prolog, die Frage nach dem Ursprung Jesu. Hier werde eine klare und großartige Antwort gegeben, die zugleich „zu einer Definition der christlichen Existenz ausgeweitet“ werde (21). Jesus ist der, der „von oben“ kommt, der „aus Gott“ geboren ist. Hingewiesen wird dabei auf eine Textvariante von Joh 1,12f, die in der Tat das fragliche Relativpronomen im Singular bringt: „Denen, die ihn aufnahmen, gab er die Macht, Kinder Gottes zu werden, allen, die an seinen Namen glauben, der [nicht „die“ – Erg. von mir M.G.] nicht aus dem Blut, nicht aus dem Willen des Fleisches..., sondern aus Gott geboren sind.“ (vgl. 22) In der Tat erhält die theologische Rede von der Jungfrauengeburt hier Interpretationshilfe. Wird doch gerade so der theologische Zusammenhang unterstrichen: dass Jesus selbst und sodann – im analogen Sinn – alle, die an ihn glauben, „nicht aus dem Blut und dem Willen des Mannes, sondern aus Gott geboren“ sind. Der Glaube kommt „von oben“. Wir können uns ihm öffnen, unser Inneres bereiten, Ihm, Gott, den Weg zu uns und auch zu den uns Anvertrauten ebnet. „Machen“ können wir den Glauben nicht, schon gar nicht „herstellen“, weder bei uns noch bei anderen. Er ist Geschenk Gottes, gewirkt vom Heiligen Geist, oder er ist nicht Glaube im christlichen Sinne.

Im zweiten Kapitel, überschrieben mit „Die Ankündigung der Geburt Johannes des Täuflers und der Geburt Jesu“ (25–65), geht der Verfasser zunächst mit grund-

sätzlichen Überlegungen auf die literarische Eigenart der entsprechenden Textpassagen bei Matthäus und Lukas ein und wendet sich anschließend den Texten selbst zu: jenen, die die Geburt des Johannes ankündigen, Lk 1,5–25, und jenen, die die Geburt Jesu als Messias aus Maria der Jungfrau anzeigen: Lk 1,26–38. Schließlich bringt er insofern das Matthäus-Evangelium zur Sprache, als er die Empfängnis und die Geburt Jesu thematisiert: Mt 1,18–24. Abschließend wird eigens die Frage nach dem Realitätsgehalt der „geistgewirkten Empfängnis“ und der Geburt Jesu „aus Maria der Jungfrau“ reflektiert (60–65).

Das dritte Kapitel rekurriert auf die klassische Weihnachtsgeschichte, Lk 2,1–21. Dabei geht der Verfasser zunächst auf den historischen und theologischen Rahmen der Geburtserzählung ein und betont, dass und warum für Lukas „der weltgeschichtliche Zusammenhang wichtig“ sei (69). Jesus und die damalige Weltmacht, das Imperium Romanum, verkörpert im Kaiser Augustus, der den Weltfrieden, die Pax Romana anstrebte, werden grandios in Beziehung gesetzt. Dabei wird auf die „Ara Pacis Augusti“ hingewiesen, auf die raffinierte Inszenierung, die jedes Jahr am 23. September, dem Geburtstag des Kaisers, in Rom zu beobachten war und das Zusammenspiel von kosmischer Schicksalsmacht und persönlichem Geschick des Friedensbringers dramatisch veranschaulichte (vgl. 71). Auch die damals stark kursierenden Prophezeiungen, Weissagungen und Heilsverheißungen kommen zur Sprache, selbst die 4. Ekloge Vergils und die Inschrift von Priene (vgl. 69f). Ohne die angestrengte Zahlenspekulation René Laurentins auch nur zu erwähnen, wird deutlich herausgearbeitet: Jesus ist nicht „im Irgendwann des Mythos geboren und aufgetreten. Er gehört einer genau datierbaren Zeit und einem genau bezeichneten geographischen Raum zu.“ (74).

Sodann konzentriert sich der Verfasser auf die eigentliche Geburtserzählung bei Lukas. Sie findet ihre Fortsetzung in der Skizzierung dessen, was den „Hirten auf dem Feld“ geschah. Sie begegneten der „Herrlichkeit des Herrn“, fürchteten sich und wurden vom „Engel des Herrn“ angesprochen, der ihnen „eine große Freude“ verkündigte: „Heute ist euch in der Stadt Davids der Retter geboren, Christus, der Herr“ (Lk 2,10f). Intensiv geht der Papst auf die sich daran anschließenden Engelworte ein, auf Lk 2,14. Der Papst verweist auf erhebliche Differenzen in der Übersetzung vor allem der zweiten Hälfte der Engelworte: „Menschen, die guten Willens sind“, „Menschen seiner Gnade“, „Menschen, die Gott liebt“ (83). Hinter der „Differenz der Übersetzungen“ stehe, so betont er, „letztlich die Frage nach dem Verhältnis von Gottes Gnade und menschlicher Freiheit“ (84). Der Verfasser plädiert mit überzeugenden Gründen für die wörtliche Übersetzung: „Menschen des Wohlgefallens“ (85).

Mit einer Betrachtung über die „Darstellung Jesu im Tempel“ beschließt der Verfasser dieses Kapitel. Dabei geht er auch noch einmal auf Maria ein. Sie wird direkt von Simeon angesprochen: „Deine Seele wird ein Schwert durchdringen“ (Lk 2,35). Der Papst verweist auf die Kreuzesprophetie. Der Widerspruch, den der Sohn erfährt, „trifft auch die Mutter und schneidet sie ins Herz.“ Maria wird dabei als „Urbild“ für die „Grundgesinnung christlichen Glaubens“ vorgestellt, zu dem auch das Mitleiden

gehört. Der Papst skizziert wieder die großen Perspektiven: „Bei den Vätern wurde die Fühllosigkeit, die Unempfindlichkeit dem Leiden anderer gegenüber als typisch für das Heidentum angesehen. Dem stellt der christliche Glaube den Gott entgegen, der mit den Menschen mitleidet und uns so ins Mitleiden hineinzieht.“ (94)

Im letzten Kapitel, betitelt mit „Die Weisen aus dem Morgenland und die Flucht nach Ägypten“ (97–126), fragt der Autor, wer denn die Sterndeuter gewesen seien, worin die Bedeutung des Sternes bestehe und ob die „Flucht nach Ägypten“ überhaupt als factum historicum genommen werden könne (116). Er beruft sich bei seinem Antwortversuch auf den Heidelberger Exegeten Klaus Berger, näherhin auf dessen 2011 erschienenen „Kommentar zum Neuen Testament“ und betont: „Die beiden Kapitel der Kindheitsgeschichte des Matthäus sind nicht eine in Geschichten gekleidete Meditation, sondern umgekehrt: Matthäus erzählt uns wirkliche Geschichte, die theologisch bedacht und gedeutet ist, und hilft uns so, das Geheimnis Jesu tiefer zu verstehen.“ (126)

Im „Epilog“ geht der Verfasser auf Lk 2,41–52 ein: auf die Erzählung von der Wallfahrt mit dem zwölfjährigen Jesus nach Jerusalem. Er bezeichnet es als „kostbares kleines Überlieferungsstück aus der Kindheit [...], in dem auf eigentümliche Weise das Geheimnis Jesu aufleuchtet.“ (129) Berichtet wird, dass Jesus nicht mit Maria und Josef von Jerusalem zurückkehrt. Die Eltern suchen ihn „voller Schmerzen“ und finden ihn drei Tage später im Tempel. Zur Rede gestellt, fragt sie der Zwölfjährige, ob sie denn nicht wüssten, dass er „in dem sein“ müsse, was seinem „Vater gehört“ (vgl. Lk 2,49). Hier zeigt sich, so der Verfasser: Jesus ist der Sohn. „Als Sohn bringt Jesus eine neue Freiheit, aber es ist nicht die Freiheit der Bindungslosen, sondern die Freiheit dessen, der eins ist mit dem Willen des Vaters und der den Menschen zu der Freiheit des inneren Einsseins mit Gott verhilft.“ (129)

Josef und Maria verstehen ihn nicht. Allerdings wird vom Evangelisten hinzugefügt, dass Maria „all diese Worte in ihrem Herzen“ bewahrte (vgl. Lk 2,50.51). Der Papst erklärt: „Das Wort Jesu ist zu groß für den Augenblick. Auch der Glaube Marias ist ein Glauben ‚unterwegs‘, ein Glaube, der immer wieder im Dunkel steht und im Durchschreiten des Dunkels reifen muss. Maria versteht das Wort Jesu nicht, aber sie bewahrt es in ihrem Herzen und lässt es darin allmählich zur Reife kommen.“ (132f.)

Die Literaturhinweise (13–140) sind auch in diesem Band rudimentär. So wird etwa der neuere Lukas-Kommentar von Michael Wolter (Handbuch zum NT Bd. 5, 2008) ebenso wenig erwähnt wie der Matthäus-Kommentar von Ulrich Lütz (EKK Bd. 1/1, 2002). Ausgiebig werden die Arbeiten von Klaus Berger (Kommentar zum NT, 2011), Joachim Gnilka (Das Matthäusevangelium Bd.1/1, 1986) Marius Reiser (Bibelkritik, 2007), Peter Stuhlmacher (Die Geburt des Immanuel, <sup>2</sup>2006) und Ansgar Wucherpfennig (Josef der Gerechte, 2008) wahrgenommen. Der Anhang des Verlags mit dem Abkürzungsverzeichnis, dem umsichtig von Josef Heinrich erstellten Glossar und dem sorgfältig von Jörg Nies erstellten Register der Bibelstellen und der Eigennamen, ist für das Weiterstudium hilfreich.



## Würdigung

Deutlicher noch als in den ersten beiden Bänden (2007; 2011)<sup>1</sup> wird hier die Tugend der Demut zum hermeneutischen Prinzip erhoben: „Zur rechten Auslegung gehört gerade die Demut, diese uns oft überfordernde Größe [gemeint ist die Größe der Worte Jesu – Erg. von mir, M.G.]. (133) Sie verweisen auf ihre göttliche Herkunft, auf den Sohn des Vaters, der, so die immer wieder biblisch begründete Überzeugung des Verfassers, „in sehr tiefem Sinn selbst in die ‚Fremde‘ gegangen“ sei, „um uns alle aus der Ent-fremdung hinauszuführen.“ (119) Dieser Exodus des Menschen aus der Sklavenschaft in die Freiheit der Kinder Gottes geschieht durch göttliche Annahme. „Der von Gott angenommene Mensch [...] ist größer als alle Mächte der materiellen Welt und mehr als das ganze All.“ (190) Doch wir dürfen uns nichts vormachen: „Erlösung ist nicht Wellness, ein Baden im Selbstgenuss, sondern gerade Befreiung von der Verwässerung ins Ich hinein. Diese Befreiung kostet den Schmerz des Kreuzes.“ (93)

Gerade in diesem Zusammenhang ist es bedauerlich, dass der Papst kaum auf die neutestamentlichen Cantica, auf das Magnifikat (Lk 1,46–56), das Benedictus (Lk 1,67–80) und das Nunc dimittis (Lk 2,29–32) eingeht (vgl. 91f.). Gerade das Magnifikat bringt ja das biblische Gottesverständnis zu Wort, den Gott der Geschichte und des Lebens, den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der zugleich der Gott Jesu Christi ist und den, wie der Papst nicht müde wird zu betonen, Jesus in zum Menschen gebracht hat. Dieser Gott spricht an, nimmt Menschen in Anspruch und schenkt ihnen einen Auftrag, eine Sendung für das Heil der Menschen. Dieses Vorgehen Gottes zeigt sich an Maria. Maria selbst besingt dieses Handeln Gottes voller Dankbarkeit im Magnifikat. Sie ist auserwählt, Mutter des Herrn zu sein und den Menschen Christus zu bringen.

Als Christusträgerin wird Maria auch in der Begegnungsszene (Lk 1,39–56) dargestellt. Elisabeth nennt sie „die Mutter meines Herrn“. Ihr noch ungeborenes Kind wie auch sie selbst zeigen sich als vom Heiligen Geist erfüllt. Sie erkennen an und in Maria, wer zu ihnen kommt, genauer: wer zu ihnen gesandt ist. Sie erkennen die Sendung Marias, die eng mit der Jesu zusammenhängt. Und genau dieser Zusammenhang beider hätte vom Verfasser deutlicher konturiert werden dürfen. Dabei geht es noch gar nicht um eine biblisch begründete Mariologie. Sie ist hier in der Tat nicht das Thema. Es geht um Jesus. Seine Verwiesenheit auf Maria aber gehört zu ihm. Sie wird nur angedeutet. Der hymnische Lobpreis auf Maria, den Eli-

---

<sup>1</sup> Dazu Gerwing, Manfred: Den Grund des Glaubens zur Sprache bringen. In: „Jesus von Nazareth“ kontrovers. Rückfragen an Joseph Ratzinger. Münster 2007, 97 – 108; ders.: Die Kritik der Kritik. Zum Jesus-Buch Papst Benedikts XVI. In: *Alla ricerca della verità. Discussioni sul Gesù di Nazaret di Joseph Ratzinger – Benedetto XVI.* Hrsg. von Giuseppe Franco. Cupertino, Lecce, 2009, 83 – 99.

sabeth „mit lauter Stimme“ anhebt und ebenso an den Lobpreis Jaels und Judiths erinnert (vgl. Ri 5,24; Jdt 13,18) wie er auch die Segensverheißung Moses (Dtn 28,4) auf Maria bezieht, zeigt Maria nicht nur als die vom Geist Erfüllte, also als „die große Glaubende“, sondern eben auch als diejenige, die den Herrn weiterträgt, zu den Menschen bringt; und zwar so, dass auch diese zum Glauben an ihn finden (vgl. 133).

Nochmals: Im Magnifikat bestätigt und unterstreicht Maria ihre Sendung. Dabei erinnert sie an das alttestamentliche Lied Hannas (vgl. 1 Sam 2,1-10) und verweist radikal auf das heilsgeschichtliche Handeln Gottes. Das Magnifikat Mariens ist Maßstab lukanischer Theologie: Gott ist ein Gott der Geschichte. An und in dieser Geschichte handelt Gott. Dieser Gott hat einen Heilsplan, den er nicht einfach über die Köpfe und Herzen der Menschen hinweg durchzusetzen, sondern den er mit ihnen, durch sie und um ihretwillen zu verwirklichen gedenkt. Darin besteht die Methode Gottes. Gott setzt auf Menschen, die, wie Maria, sich Gott ganz – gleichsam mit Haut und Haaren – zur Verfügung stellen. Der im Magnifikat artikulierte Antagonismus von „Stolze“, „Große“, „Mächtige“, „Reiche“ – „Kinder“, „Kleine“, „Niedrige“, „Arme“ unterstreicht dabei den umstürzenden Neuanfang, der durch Gottes Handeln an und im Menschen geltend gemacht wird. Er verweist auf den Neuen Bund und die neue geisterfüllte Glaubensgemeinschaft. Lk 1-2 ist Präludium und Antizipation des Pfingstereignisses. Pfingsten aber wird der Heilige Geist gesandt, der als der Geist Christi zu bestimmen ist und insofern unmittelbar zum Thema „Jesus von Nazareth“ gehört.

In diesem Kontext wäre es, dogmatisch und in Abbeviatur gesprochen, dem Autor auch möglich gewesen, das Zueinander von Jesus und Maria im Blick auf das Heil und die Heilsgeschichte zu thematisieren; und zwar in ihrer patrozentrischen Herkunft einerseits und in ihrer anthropozentrisch-eschatologischen Ausrichtung andererseits. Gott erwählt Maria, wie das Zweite Vatikanische Konzil formuliert, „zur Mutter des göttlichen Erlösers.“ Diese Stellung Mariens arbeitet der Verfasser klar heraus. Maria avanciert dadurch allerdings auch zur „großmütigen Gefährtin“ Jesu Christi und hat damit „beim Werk des Erlösers in durchaus einzigartiger Weise mitgewirkt zur Wiederherstellung des übernatürlichen Lebens der Seelen. Deshalb ist sie in der Ordnung der Gnade Mutter.“ (LG 61) Zu Jesus gehört Maria. Für sie, „das Kind und seine Mutter“ (bei Matthäus bereits ein theologischer Topos!), gilt es einzusetzen, sie gilt es zu schützen: „Steh auf, nimm das Kind und seine Mutter...“, wie der Bote Gottes zu Josef sagt (vgl. Mt 2,21). Dieses Zueinander von Mutter und Kind, diese Symbiose von Maria und Jesus unterstreicht die gegenwärtige Mariologie gerade im Blick auf das, was „Erlösung“ bedeutet. Erlösung findet erst dort statt, wo der Erlöser als Erlöser im Glauben angenommen wird und also im Menschen zur Geltung kommt.

In diesem Zusammenhang kommt der bemerkenswerten Auslegung von Lk 2,49 alle Beachtung zu: Maria spricht davon, dass sein Vater (sie meint hier Josef) und sie ihn, Jesus, „mit Schmerzen gesucht haben“. Der zwölfjährige Jesus greift dieses Wort vom Vater auf und verbindet es mit weiteren Konnotationen. Er spricht

nicht so sehr von Josef, als vielmehr von seinem „Vater im Himmel“, von Gott. „Nicht Josef ist mein Vater, sondern ein anderer – Gott selbst. Zu ihm gehöre ich, bei ihm bin ich. – Kann die Gottessohnschaft Jesu noch deutlicher dargestellt werden?“ (132). Der Verfasser hat Recht: Jesus ist hier nicht Rebell. Er lehnt sich hier nicht gegen die Eltern auf. Im Gegenteil: Jesus wird hier gerade als der Gehorsame dargestellt. Er ist es, der ganz aus dem innigen Verhältnis zu Gott lebt und dazu gekommen ist, uns in dieses sein innig-einmaliges Gottesverhältnis hinein aufzunehmen. Er ist dem Vater gehorsam. Er ist der Gehorchende, ausgerüstet „mit dem gleichen Gehorsam, der zum Kreuz und zur Auferstehung führt.“ (132)

Erinnert die Szene – gerade in diesem Punkt – nicht auch an die Hochzeit zu Kana (vgl. Joh 2,2–12)? Auch hier erscheint die Antwort, die Jesus Maria gibt (als sie ihn darauf hinweist, dass die Brautleute keinen Wein mehr haben) bei oberflächlicher Lektüre des Textes als rebellische Zurückweisung der Mutter durch den Sohn. Doch auch hier das Gegenteil der Fall: Der Sohn greift den Hinweis Marias auf und hilft den Brautleuten: Wasser wird zu Wein. Maria weiß das von vornherein. Sie geht zu den Dienern und sagt: „Was immer er euch sagt, tut es.“ (Joh 2,5).

Die Kana-Geschichte interpretiert der Verfasser bereits im ersten Buch seiner Trilogie (Jesus von Nazareth Bd. 1, 293–301), ohne freilich auf Joh 2,4a einzugehen. Es erstaunt also keineswegs, wenn jetzt, bei der ansonsten äußerst sensiblen Interpretation von Lk 2,49 die Parallele zu Joh 2,4a leider übersehen wird. Wörtlich übersetzt lautet diese Stelle: Und Jesus sagt ihr: „Was mir und dir, Frau?“. Dies entspricht der hebräischen Ausdrucksweise „Was ist zwischen mir und dir?“, womit der Wechsel der Perspektive, der Sprach- und Bedeutungsebene angedeutet wird, den einer der Gesprächspartner vornimmt; und zwar im Blick auf die Sache, um die es geht: hier um den Wein. Mit anderen Worten: Ebenso wie bei Lk 2,49 Jesus im Blick auf Josef von seinem Vater im Himmel, von Gott, sprechen will, so will er bei der Hochzeit zu Kana im Blick auf den ausgegangenen Wein vom Wein der Heilszeit sprechen, den es seit der Stunde seines Leidens gibt. Sinngemäß müsste man tatsächlich so übersetzen, wie Berger/Nord es getan haben (Das Neue Testament. Frühchristliche Schriften 1999, 317): „Frau, was willst du von mir?“; und zwar verstanden im Sinne von: „Frau, was genau meinst du? Von welchem Wein sprichst du?“ Maria liefert also Jesus in Lk 2,49 wie in Joh 2,4a jeweils die geeigneten Stichworte, um das weltlich Diesseitige zunächst behutsam wahrzunehmen, sodann aber zu durchstoßen und durchsichtig zu machen auf das größere, heilsgeschichtlich Göttliche, auf Gott hin. Ja, Maria selbst erscheint als Trägerin dieses Stich-Wortes, das, aufgegriffen von ihrem Sohn, ja das ihr Sohn selbst ist, jeweils weiterführt zu Gott, dem Vater. Vielleicht schreibt der Papst ja doch noch einen vierten Band womöglich mit dem Titel: Jesus und die Frauen, darin Kapitel 1: Jesus und seine Mutter Maria.

Doch diese Bemerkungen mindern keineswegs den kaum zu überschätzenden Wert der Jesus-Trilogie. Im Gegenteil: Sie verdeutlichen das, was der Papst ausdrücklich feststellt: dass wir es hier nicht mit einem lehramtlichen Text, sondern mit der persönlichen Suche des Verfassers „nach dem Angesicht des Herrn“ (vgl. Ps

27,8; Jesus von Nazareth, Bd. 1, 22) zu tun haben. So stellt das Werk in der Tat eine grandiose Provokation dar, die in keinem christlichen Haus fehlen sollte. Wir werden aufgefordert, uns neu auf das Wort Gottes einzulassen, bei der Lektüre der Heiligen Schrift die Grenzen der historisch-kritischen Methode hin zu einer geistlichen Schriftlesung zu überschreiten und zur Begegnung mit dem Herrn bereit zu sein. Wenn das uns in der christlichen Botschaft begegnende Wort wirklich Wort Gottes ist, dann ist es in der Tat „größer als unser Verstand“. Wir dürfen es also nicht „verkleinern“, indem wir es immer wieder „auf unsere Maße“ zurechtbiegen. In seinem Wort traut Gott „uns Großes zu“ (133), selbst im Kleinen. Ja, die Lektüre dieses kleinsten der drei Bände macht Freude; denn sie führt zu Begegnung mit Christus und löst Dankbarkeit aus: „Magnificat anima mea dominum...”

## BUCHBESPRECHUNG

**Boll, Günter M.: ...vor allem mein Herz. Joseph Kantenich – Pädagoge und Gründer. Vallendar-Schönstatt, Patris Verlag GmbH, 2012. ISBN-10: 3876203570; ISBN-13: 978-3876203577, 330 S., geb., 27,90 €.**

Wer war Joseph Kantenich (1885–1968)? Worin lag seine Sendung? Diese doppelte Frage ist Thema des Buches. Sein Autor ist beileibe kein Unbekannter. Er ist Schönstatt-Pater, hat Jahre lang die vorliegende Zeitschrift redigiert, schrieb exzellente Einführungen und Kommentare, Rezensionen und theologische Werke zu zentralen Themen der Spiritualität Schönstatts. Er war nicht nur in der Leitung und Ausbildung seiner eigenen Priestergemeinschaft, sondern zuletzt (1999–2006) auch als Geistlicher Assistent des neuen „Schönstatt-Säkularinstitutes für Familien“ (Familien-Verband) tätig. Den Gründer der Internationalen Schönstatt-Bewegung, Pater Joseph Kantenich, lernte er noch in der Zeit der Verbannung (1951–1965) persönlich kennen und schätzen. Er blieb ihm so sehr verbunden, dass er zuletzt zu dessen engsten Vertrauten gehörte. Das vorliegende Buch legt beeindruckendes Zeugnis von dieser Nähe zum Gründer ab. Immer wieder werden die gebotenen systematischen Reflexionen und historischen Darstellungen bereichert durch Erzählungen von persönlichen Begegnungen mit Joseph Kantenich.

Neben einer „Hinführung“ und einem „Ausblick“ besteht das Buch aus zwei großen Teilen: Im ersten wird die auratische Existenz Kantenichs vorgestellt (29–201), im zweiten kommt Kantenichs nach wie vor faszinierendes, aber noch unzureichend erforschtes pädagogisches Konzept (203–331) zu Wort. Immer wieder gelingt es dem Verfasser mit wenigen Strichen Zentrales auf den Punkt zu bringen: Ausgegangen wird von der Idee des „neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft“. Sie ließ unter den konkreten Bedingungen der Vorgründungs- und Gründungsphase, namentlich der Ernennung Kantenichs (08.09.1912) zum Spiritual im Studienheim Schönstatt, Vallendar, die pädagogische Begabung Kantenichs wie auch seine „Offenheit für den Gott des Lebens“ und seine tiefe Marienliebe zur Entfaltung kommen.

Skizziert wird darüber hinaus die spezifische Ausprägung der christlichen Spiritualität, wie sie sich bei Kantenich zeigt und von ihm selbst als „Werktagsheiligkeit“, „Werkzeugsfrömmigkeit“ und „Bündnisfrömmigkeit“ benannt und vorgestellt wird. Es gehört zu den Verdiensten des Verfassers, in diesem Zusammenhang nicht auf alle möglichen Schriften und Vorträge Kantenichs hinzuweisen, sondern klar zu differenzieren und zuzuordnen: Wer die „Werktagsheiligkeit“ studieren will, kommt nicht umhin, das 1937 unter dem gleichnamigen Titel erschienene Buch von Schwester M. Annette Nailis zu stu-

dieren. Der Verfasser liefert gediegenes Überblick und unverzichtbare Lesehilfe (98–115). Wer die zweite Dimension der schönstättischen Spiritualität kennenlernen will, greife zur „marianischen Werkzeugsfrömmigkeit“, einem Buch, das Pater Kentenich noch als Häftling im KZ Dachau verfasste, aber leider erst 1974 publiziert wurde. Auch hierzu bietet der Verfasser erste werkgeschichtliche Orientierung, historische Einordnung und spirituelle Übersetzungshilfe (115–129). Wer die „Bündnisfrömmigkeit“ reflektieren möchte, die, wie der Verfasser zu Recht betont, keineswegs einfach eine weitere Dimension der Spiritualität Schönstatts neben den zuerst Genannten darstellt, sondern als deren Grundlage fungiert, der sollte das „Lebensgeheimnis Schönstatts II. Teil (Brief an Josef Schmitz, „Josefsbrief“, Mai 1952, ed. 1974) durcharbeiten. Der Verfasser bringt die wesentlichen Elemente dieser föderativen Spiritualität auf den Punkt und vermag sie in ihrer bleibenden Aktualität zu konturieren (130–149). Sodann kommt die originelle Art des Denkens und der Erkenntnismethode Kentenichs zu Wort, seine „Organismuslehre“ sowie sein vierfach gegliederter Erkenntnisprozess: beobachten, vergleichen, strafen, anwenden (158–189). Pater Kentenich, so betont der Verfasser, ging es bei allem darum, „in einer neuen Synthese christlicher Spiritualität Existenzzerhellung zur Existenzbewältigung anzubieten“ (186).

Damit ist der Übergang zum zweiten Teil des Buches gelegt, der, überschrieben mit „Dass neue Menschen

werden“ (203), das pädagogische Konzept Kentenichs darzustellen sucht. Zunächst wird der Gründer als „prophetischer Menschenbildner“ (205–224) vorgestellt, um sodann die Genese seines „pädagogischen Wurfs“ zu skizzieren und zu charakterisieren: mit ihrer Ideal-, Bindungs- und Bündnispädagogik. Diese wiederum werden in ihrem Facettenreichtum aus historischer wie systematischer Perspektive dargestellt und in ihrer bleibenden Aktualität konturiert. Dabei wird deutlich, worauf es dem Verfasser letztlich ankommt: die geistige Leistung Pater Kentenichs herauszuarbeiten. Sie bestehe nicht, wie Boll schließlich betont, in der „Neuentdeckung und –akzentuierung einzelner Aspekte christlicher Spiritualität und Pädagogik, wie z.B. des aktiven Vorsehungsglaubens oder der Bindungspädagogik. Sie besteht vielmehr in dem von ihm entwickelten Gesamtkonzept, in einer originären Sicht der Welt, die in einem lebenslangen Prozess in ihm gewachsen ist. Diese ihm eigene ‚originelle Weltanschauung‘ ist entstanden aus der Verwurzelung in der katholischen Tradition und dem Weiterleben im vollen katholischen Lebensstrom. Sie sucht dann aber in der bewussten und mutigen Anpassung an das radikal gewandelte Selbst- und Weltverständnis des Menschen eine neue Form menschlich-christlicher Existenz zu verwirklichen“ (335f.).

Das Buch beginnt nicht nur mit der Schilderung einer persönlichen Begegnung zwischen dem Verfasser und Kentenich, sondern es endet auch damit. In seinem letzten Gespräch, wenige Wochen vor seinem

Tod, habe Kentenich ihn auf den Weltapostolatsverband hingewiesen. Dieser ist bekanntlich die dritte Zielgestalt Schönstatts. Um sie ist es in den letzten Jahren still geworden. Dabei wissen wir, dass sich der Gründer in dieser Sache – und übrigens genau innerhalb der fraglichen Zeit – an Papst Paul VI. wandte. Die katastrophale Glaubenssituation, wie Kentenich sie in der Westwelt wahrnahm, trieb ihn dazu. Und in der Tat: Es geht um den christlichen Glauben. Ihn gelte es praktisch-konkret zu leben, nicht nur für sich, sondern miteinander und weltweit verbunden; nicht nur irgendwo hinter Klostermauern, sondern vor allem mitten in der Welt von heute. Wer aber den Glauben lebt, verkündet ihn auch. Wovon das Herz voll ist, läuft der Mund über.

Wer nicht nur im Jahr des Glaubens, sondern grundsätzlich und überhaupt an der Weitergabe des christlichen Glaubens interessiert ist, wird großen Gewinn aus der Lektüre dieses Buches ziehen. Dabei muss man nicht mit allem einverstanden sein, was der Verfasser darzulegen sucht. Deutlicher hätte z.B. die Frage beantwortet werden können, warum sich heute überhaupt jemand die Zeit nehmen soll, sich mit Pater Kentenich und seiner Sendung zu beschäftigen? Der Hinweis auf seine dramatischen Lebensstationen genügt hier ebenso wenig wie der Hinweis darauf, dass es sich bei Pater Kentenich um eine beeindruckende Persönlichkeit gehandelt habe. Auch wer heute die christliche Botschaft weitergeben will, muss nolens volens von vornherein angeben, was denn der Zuhörer da-

von hat, wenn er dem Verkünder der Botschaft überhaupt sein geschätztes Ohr leiht. Lebt es sich auch ohne Christentum nicht ganz gut? Auf diesem Hintergrund werfen z.B. die Ausführungen über den „Erzieher in einer Zeitenwende“ erhebliche Fragen auf (212ff.). Dass der Mensch zunächst Mensch, dann Christ und schließlich ganzer Mensch sein könne, ist ein Irrtum und widerspricht gerade dem organisch-ganzheitlichen Denken Pater Kentenichs. „Der übernatürlichste Mensch muss der natürlichste sein.“ (214) Ja, das ist die Aussage Kentenichs. Der dreigliedrige „Stufenplan“ hingegen ist dem neuscholastisch-theologischen Denken der Zeit geschuldet, das Kentenich aber gerade überwinden wollte. In gut neoscholastischer Manier wird hier von einer Trennung zwischen Natur und Gnade ausgegangen und damit auch der Mensch zwei verschiedenen Ordnungen zugeteilt: der Natur und der Übernatur. Doch für Kentenich ist der Mensch von vornherein in Christus geschaffen und findet von daher seine Bestimmung. In der Nachfolge Christi schreitet der Mensch voran, nicht wie von einem „Stockwerk“ ins andere, sondern von der Gottebenbildlichkeit (imago) zur Gottähnlichkeit (similitudo). In diesem Zusammenhang hätte auch die obige Frage nach dem Warum der ganzen Anstrengung beantwortet werden können; und zwar im Sinne der bereits ausgeführten „Existenzerhellung zur Existenzbewältigung“.

Doch diese Anmerkungen sollen und können nicht den kaum zu überschätzenden Wert des Buches in Fra-

ge stellen. Das Buch lebt von seinem Autor, der wiederum das Ohr „am Herzen des Vaters“ hat. Ist es also ein „Herz-Buch“? Nicht im trivialen Sinn des Wortes von „Herz-Schmerz“; Gott sei Dank, möchte man sagen. Es ist überhaupt kein emotionales, wohl aber ein ergreifendes Buch. Hier wird Schönstatt erklärt: konzentriert auf

den Gründer einer-, und auf sein pädagogisches Konzept andererseits. Dabei werden immer wieder reflektierte Lebenszeugnisse von ebenso hoher Intellektualität wie von tiefer Gläubigkeit und großartiger Menschlichkeit geboten. Es ist, mit einem Wort, ein echtes „Boll-Werk“: ein Meister-Werk.

Manfred Gerwing